

Leibniztag

**Festsitzung am 27. Juni 2009
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt**



Grußansprache des Präsidenten Günter Stock

Sehr geehrter Herr Senator Zöllner,
sehr geehrter Herr Staatssekretär Komusiewicz,
Exzellenzen,
sehr geehrte Präsidenten,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich darf Sie sehr herzlich zum diesjährigen Leibniztag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften begrüßen.

Recht herzlich begrüße ich auch die hier anwesenden Schülerinnen und Schüler, die wir zum nunmehr vierten Mal zur Festsitzung der Akademie eingeladen haben. Wir freuen uns sehr, dass Sie unsere Einladung mit solch großem Interesse aufgenommen haben und heute Vormittag so zahlreich erschienen sind. Dies ist für uns ein weiteres sichtbares Zeichen dafür, dass unsere Zusammenarbeit mit den Schulen in Berlin und Brandenburg nachhaltig Früchte trägt, sind doch die Schülerinnen und Schüler für die Akademie eine immer wichtiger werdende Zielgruppe.

Wie vielen unter Ihnen bekannt sein dürfte, halten Mitglieder und Mitarbeiter der Akademie bereits seit Jahren Vorträge an Brandenburger Schulen, und mit unserem neu geschaffenen Format des „Schülerlabors“ sprechen wir auch zunehmend Schülerinnen und Schüler mit geisteswissenschaftlichen Fragestellungen an und gewähren ihnen so Einblicke in die Tätigkeit unserer Forschungsvorhaben. Aktivitäten wie diese dokumentieren, in welchem Maße unsere Akademie der ihr aufgetragenen Aufgabe, den Nachwuchs zu fördern, nachzukommen bemüht ist.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, damit möchte ich die Begrüßung der Gäste beenden und nunmehr zu den weiteren aktiven Gestalten des heutigen Festaktes übergehen.

Wir freuen uns sehr, dass Senator Zöllner persönlich an unserer Festsitzung teilnehmen kann und sich mit einem Grußwort an die Festversammlung wenden wird – wir erwarten dies aufgrund der gegenwärtigen Hochschuldiskussion mit Spannung.

Danach habe ich die Ehre, die Leibniz-Medaille an Professor Manfred Erhardt, den ehemaligen Wissenschaftssenator dieser Stadt, verleihen zu dürfen. Im Anschluss

wird Professor Jochen Brüning, der Vorsitzende der Preisträgerfindungskommission unserer Akademie, Dr. Matthias Staudacher mit dem Akademiepreis auszeichnen.

Wir freuen uns in diesem Jahr ganz besonders, dass unser Mitglied, Professor Ernst-Ludwig Winnacker, den Festvortrag übernommen hat und zum Thema „Der europäische Forschungsraum – Anspruch und Wirklichkeit“ zu uns sprechen wird. – Ein Thema, das an sich schon außerordentlich aktuell ist, aber angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung eher noch an Bedeutsamkeit und Dringlichkeit gewonnen hat.

Gestatten Sie mir einige Worte zur Person Ernst-Ludwig Winnackers, auch wenn er vielen von Ihnen bestens bekannt ist: Er ist von Hause Biochemiker und gehört zu den führenden Forschungsmanagern nicht nur in Deutschland, sondern in Europa. Und er ist in beiden Professionen einer der angesehensten Repräsentanten der deutschen Wissenschaft und Forschungsförderung. Herr Winnacker ist seit 1980 Ordentlicher Professor für Biochemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Schon 1987 wurde er zum Vizepräsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gewählt, deren Präsident er dann von 1998 bis 2006 war. 2007 trat er das Amt des Generalsekretärs des *European Research Council (ERC)* an – eine von der Europäischen Kommission neu geschaffene Institution zur Förderung der Grundlagenforschung. Vom 1. Juli an wird Ernst-Ludwig Winnacker in Straßburg als Generalsekretär der *International Human Frontier Science Program Organization (HFSP)* tätig sein. Diese Organisation fördert die internationale Forschung im Bereich der Lebenswissenschaften und will dabei vor allem die Förderung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verbessern.

Herr Winnacker kommt heute zu uns als ein frischgekürter Preisträger, denn vor wenigen Wochen wurde ihm in Tokio der „Orden der Aufgehenden Sonne mit Goldenen Strahlen am Halsband“ verliehen. Mit dieser hohen Auszeichnung wurden seine Verdienste um die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Japan und Deutschland und um die Internationalisierung von Wissenschaft und Forschung gewürdigt. Wir freuen uns sehr, lieber Herr Winnacker, dass Sie heute den Festvortrag in *Ihrer* Akademie halten und dies, obwohl Sie privat mitten in den Umzugswirren stecken.

Im weiteren Verlauf unseres Festprogramms zum Leibniztag wird uns Vizepräsident Professor Jürgen Kocka dann die neuen Mitglieder der Akademie vorstellen, und ich selbst werde diese Festsitzung mit dem alljährlichen „Bericht des Präsidenten“ beschließen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, gestatten Sie mir abschließend noch ein erklärendes Wort zu unserem künstlerischen Rahmenprogramm: Wir haben heute die *lis:anga dance company* eingeladen, die in zwei Szenen zum Thema „Krieg“ eine Tanzperformance vorführen.

lis:anga kommt aus dem Kongolesischen und bedeutet soviel wie „Gemeinschaft und Zusammenhalt“. Die dance company wurde 2007 als eine Plattform gegründet, die Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen aus Berlin und Umgebung sowie Asylbewerbern und Gästen aus aller Welt regelmäßig Tanztraining bietet und in Bühnenprojekte umsetzt. Seit dieser Zeit hat die lis:anga dance company an den „Education“-Tanzprojekten der Berliner Philharmoniker mitgewirkt; weitere eigene Projekte wurden im Haus der Kulturen der Welt oder auch im Rahmen des Berliner Festivals „Tanz im August“ präsentiert. Diese innovative dance company steht unter der künstlerischen Leitung der Choreographin Lenah Strohmaier. In der Inszenierung „Krieg“ stellen die Jugendlichen Geschichten und Erinnerungen, aber auch Sehnsüchte, Gedanken, Träume und Fragen der von Krieg und Flucht Betroffenen in einer Collage dar. Poetisch und assoziativ fließen Tanz, Schauspiel und Videosequenzen ineinander, um die Erlebnisse von Flüchtlingen authentisch in Szene zu setzen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehen Sie nachher selbst und freuen Sie sich gemeinsam mit mir auf diese jungen Tänzerinnen und Tänzer.

Und ich darf nun Herrn Senator Zöllner um sein Grußwort bitten.

Grußwort des Senators für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Jürgen Zöllner

Sehr geehrter lieber Herr Stock,
Sehr geehrter lieber Herr Winnacker,
Sehr geehrter Herr Erhardt,
Sehr geehrter Herr Staudacher,
verehrte Akademiemitglieder,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist mir eine besondere Freude, Ihnen die Grüße des Berliner Senates zu überbringen. Besonders herzlich darf ich Sie auch vom Regierenden Bürgermeister grüßen, der mich persönlich darum gebeten hat.

Ich bin Ihrer Einladung gern gefolgt und es ist mir ein Anliegen, die Arbeit der Akademie zu unterstützen. Den berühmten Satz von Leibniz, wonach wir in der bestmöglichen aller Welten leben, kann ich persönlich nur dynamisch verstehen. Nicht der derzeitige Zustand der Welt ist der bestmögliche, sondern die Welt in ihrem Entwicklungspotenzial ist die beste aller möglichen Welten.

Gerade dieses Entwicklungspotenzial ermöglicht es, den derzeitigen Zustand immer weiter zu verbessern. Nicht mit Blick auf einen utopischen Endpunkt, sondern in einem Prozess, der sich ständig überbietenden Entwicklung der Wissenschaft. Dieser Entfaltung, dieser Mehrung des Wissens, dieser Evolution dient die Akademie und so lautet das Jahresthema Ihrer Akademie „Evolution in Natur, Technik und Kultur“.

In Kooperation mit anderen wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen Berlins widmen Sie sich diesen Fragen. Das ist nicht nur aus meiner Sicht, sondern auch aus naturwissenschaftlicher, kulturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Perspektive von großer Bedeutung.

Die Berliner Wissenschaftslandschaft zeichnet sich durch Vitalität, Breite und durch besondere Akzente in der Spitzenforschung aus. Hierin liegt ohne Zweifel unsere Stärke. Um jedoch mit der weltweiten Spitzenforschung konkurrieren zu können, bedarf es weiterer Anstrengungen. Denn unsere Wissenschaft muss noch überregionaler und internationaler organisiert werden.

Der Senat von Berlin ist entschlossen, die Stärkung der Wissenschaft mit höchsten Ansprüchen zu unterstützen. Trotz einer ohne Zweifel dramatischen öffentlichen

Haushaltssituation werden wir in den nächsten Jahren die Forschungsförderung weiter vorantreiben.

Die gezielte Förderung exzellenter Wissenschaftsbereiche geschieht zusätzlich zu der gesicherten finanziellen Grundausstattung der Berliner Universitäten aufgrund einer politischen Prioritätensetzung für die Wissenschaft in Berlin. Wichtige Impulse für die Forschungsförderung erwarte ich auch von der „Einstein-Stiftung-Berlin“. Diese Stiftung wird uns in den kommenden Jahren helfen, den Wissenschaftsstandort Berlin zu einem internationalen Zentrum der Spitzenforschung auszubauen. Denn Wissenschaftseinrichtungen brauchen zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit und zur Förderung von Exzellenz Freiräume, die ihnen die Chance geben, das eigene Profil herauszubilden und ihre Leistungsfähigkeit zu steigern.

Auch im Bereich der Hochschulfinanzierung, diesem zweiten haushaltspolitischen Schwerpunkt, geht es in der momentanen Diskussion nicht um das „ob“, sondern es geht allein um das „wie“. Eine finanzielle Ausstattung der Hochschulen, die ihnen eine finanziell sichere Zukunftsperspektive gibt, vergleichbar der finanziellen Zukunftsperspektive und Kalkulierbarkeit der außeruniversitären Institutionen, wird beispielhaft sein.

Ich gehe davon aus, dass die Berliner Wissenschaft ihre Chancen ergreift, indem sie die Förderung der Perspektiven der Spitzenforschung vor ihre Partikularinteressen stellt. Dazu gehört z. B. eine Steigerung der Zahl der Studienplätze. Eine Steigerung in diesem Bereich sollte nicht als Belastung empfunden, sondern als Chance ergriffen werden.

Meine Damen und Herren, ich gratuliere den Preisträgern und neuen Akademiemitgliedern und wünsche uns allen einen guten Verlauf des Leibniztages.

Verleihung der Leibniz-Medaille an Manfred Erhardt

LAUDATIO DES AKADEMIEPRÄSIDENTEN GÜNTER STOCK

Die Leibniz-Medaille wird in diesem Jahr verliehen an Herrn Professor Dr. iur. Dr. h.c. Manfred Erhardt, Senator a.D., in Anerkennung seiner besonderen Verdienste um die Förderung der Wissenschaften. Manfred Erhardt gehört ohne Zweifel zu der kleinen Gruppe von Persönlichkeiten, welche die deutsche Wissenschaftslandschaft in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Funktionen tief geprägt haben.

Er wurde 1939 in Stuttgart geboren. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Tübingen und Berlin und der Promotion zum Dr. iur. arbeitete er zunächst von 1969 bis 1971 im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft. Im Anschluss daran war Manfred Erhardt von 1971 bis 1982 als Ministerialbeamter im Kultus- und später im Wissenschaftsministerium seines Heimatlandes Baden-Württemberg tätig. Nach einer Zwischenstation als Geschäftsführer der CDU-Fraktion im Landtag von Baden-Württemberg war er von 1984 bis 1991 schließlich Ministerialdirektor und Amtschef des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg. In dieser Funktion hat er nicht nur das exzellente Niveau der Universitäten im Südwesten durch eine kluge Berufungspolitik weiter gesteigert, sondern beispielsweise auch die Berufsakademien zu einem bundesweit beachteten Modell ausgebaut. In den darauf folgenden Jahren als Senator für Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin (1991 bis 1996) lag die schwierige Neuordnung der Berliner Wissenschaftslandschaft nach der Wiedervereinigung in seiner Verantwortung – eine Aufgabe, die er mit der nötigen Energie, großem Geschick und insgesamt mit Bravour erfüllt hat. Es war sein erklärtes Ziel, die deutsche Hauptstadt wieder zu einem Ausbildungszentrum mit internationaler Ausstrahlung und zu einer Wissenschaftsmetropole zu machen. Die Neustrukturierung der Hochschul- und Forschungslandschaft in Berlin mit der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Neugestaltung der Humboldt-Universität zu Berlin sowie auch die Errichtung des Wissenschafts- und Wirtschaftsstandortes Adlershof hätten ohne ihn und sein unermüdliches Engagement nicht realisiert werden können.

Die Konstituierung unserer Akademie als eine Mitglieder aller Disziplinen aus dem gesamten Bundesgebiet umfassenden *Arbeitsakademie* wurde durch Manfred Erhardt nicht nur unterstützt, sondern nachhaltig befördert und „durchgekämpft“. Und er war es auch, der durch seine Verhandlungen und weitsichtigen Entscheidungen die Vor-

aussetzungen dafür schuf, dass sich der Gendarmenmarkt, dass sich das Akademiegebäude zu einem besonderen Ort der Wissenschaft in der Stadt mit Wirkung weit über ihre Grenzen hinaus entwickeln konnte. Er hat damit der Wissenschaft, den Ländern Berlin und Brandenburg und der Akademie einen großen Dienst erwiesen. Diese wissenschaftspolitische Leistung, seine profunden Kenntnisse im Bereich von Bildung und Wissenschaft und sein weitreichendes personelles Netzwerk in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik qualifizierten ihn in hervorragender Weise für die Übernahme des Amtes des Generalsekretärs des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Während seiner von 1996 bis 2004 währenden Amtszeit setzte Manfred Erhardt deutliche Akzente beispielsweise für die Akzeptanz der Bologna-Reform und für die sogenannte „deregulierte Hochschule“ – unter seiner Ägide wurde der Verband zu einem auch politisch höchst wirksamen Instrument der Hochschulerneuerung.

Auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand ist Manfred Erhardt noch Mitglied zahlreicher Gremien und Förderkreise: So ist er beispielsweise Präsident der Deutschen Schillergesellschaft, der Trägerin des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar, er ist Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde der Berliner Philharmonie sowie Mitglied des Verwaltungsrates des Deutschen Museums. Darüber hinaus ist er bereits seit 1988 Honorarprofessor für Öffentliches Recht der Universität Tübingen. Auch zu grundsätzlichen und Detail-Fragen des deutschen Hochschulrechts legte Manfred Erhardt eine Reihe wichtiger Fachbeiträge vor.

Seine Leistungen sind mit zahlreichen hohen Ehrungen wie beispielsweise dem Verdienstkreuz am Bande (1989), der Verleihung des Ehrenzeichens des Commandeur de l'Ordre National du Mérite der Französischen Republik (1997), der Ehrendoktorwürde der York University Toronto/ Kanada (1999) und der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg (2003) gewürdigt worden.

Manfred Erhardt ist zunächst einmal Schwabe: seine Arbeit war in allen Ämtern, die er im Verlaufe seiner Karriere bekleidete, durch höchste Präzision, größtes Engagement und energische Ausnutzung finanzieller Spielräume geprägt. In langen Jahren war er mit gewissem Stolz ein politisch unabhängiger Beamter in der Wissenschaftsverwaltung in der Tradition eines Friedrich Althoff, um dann zunehmend öffentlich sichtbar als Wissenschaftspolitiker, aber keineswegs in enger Parteilichkeit, zu agieren.

Manfred Erhardt ist ein Wissenschaftspolitiker mit Visionen im besten Sinne des Wortes. Den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft hat er gemeinsam mit dessen Präsidenten, Arend Oetker, zu einem (wissenschafts-)politisch agierenden Organ entwickelt und dabei eine ganze Zahl von Wettbewerben aufgelegt, um neue Ideen auch erfolgreich umzusetzen. Manfred Erhardt hat sich von einem Mitarbeiter der ministerialen Hochschulverwaltungen zu deren strengem Kritiker entwickelt. Die

neuen Themen der Bildungsdebatte, wie beispielsweise die Familienfreundlichkeit der entsprechenden Einrichtungen, hat er engagiert aufgenommen und Raum für engere Kooperationen von Hochschule und Wirtschaft zu schaffen versucht.

Man nimmt es dem überzeugten Humanisten Erhardt ab, dass sein vehementes Eintreten für Bildung und Wissenschaft als marktfähige Dienstleistungen, die sich an Kundenwünschen und Bedürfnissen des Beschäftigungssystems orientieren, keine falsche Ökonomisierung der Bildungsstandards intendiert. Seine vielfältigen praktischen Schritte, die er als Ministerialbeamter, als Amtschef, Berliner Senator und schließlich als Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft unternommen hat, um Freiheit des Wettbewerbs einzuführen, zu organisieren und zu befördern, waren immer am klassischen akademischen Freiheitsideal orientiert. Nach wie vor ist er ein einflussreicher Ratgeber und prägt beispielsweise den Aufschwung der Marbacher Einrichtungen der Schillergesellschaft.

Manfred Erhardt ist eine Persönlichkeit mit festen Prinzipien insbesondere mit Blick auf die Qualität und Autonomie der Wissenschaft, die er aber nicht nur nachdrücklich, sondern auch mit Witz und Charme, beispielsweise als gelehrter und amüsanter Laudator, vertritt. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hat ihm in den ersten Jahren des Aufbaus für energische Unterstützung und auch danach für manchen guten Rat zu danken.

Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Manfred Erhardt ihre Auszeichnung für besondere Verdienste um die Förderung der Wissenschaften verleiht, ehrt und würdigt sie sein wissenschaftspolitisches Wirken und seine großen Verdienste um die Förderung der Wissenschaften in den genannten Ämtern.

Dankesrede von Manfred Erhardt

Herr Präsident,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

eine so hohe Auszeichnung einer so ehrwürdigen Akademie aus der Hand eines so hoch geschätzten Präsidenten zu erhalten, erfüllt mich mit großer Freude und Dankbarkeit.

Auch wenn mich die Berliner Zeitung einst als den „preußischsten unter den Senatoren“ charakterisierte, so bin ich doch Schwabe von Geblüt. Und als solcher möchte man nicht nur seiner Pflichterfüllung, sondern auch noch seiner Bescheidenheit wegen gelobt werden. Dazu gehört die Frage, ob man denn die Ehrung überhaupt verdient habe. Aber damit würde ich ja die Weisheit der Akademie in Frage stellen, was ich ihr (und mir) nicht antun möchte.

Lieber will ich frohen Herzens danken: dem Präsidium, den Akademie-Mitgliedern und der schicksalhaften Fügung, die mir in einer singulären historischen Situation die Neustrukturierung der Wissenschaft im ehemals geteilten Berlin anvertraut hat.

Die bange Frage: „Was bringt die Zukunft?“, wie sie in der gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrise so häufig gestellt wird, wäre uns damals gar nicht in den Sinn gekommen; sondern: Wie gestalte ich sie, indem ich zukunftsfähige Strukturen schaffe, die bestmöglichen Wissenschaftler berufe, Infrastrukturen aufbaue, Ressourcen bereitstelle und Autonomie mit persönlicher Verantwortung verknüpfe!

Vieles ist gelungen, Manches auf der Strecke geblieben oder – von der Berliner Politik – zur Strecke gebracht worden. So z.B. die Umsetzung der klugen Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Berliner Hochschulmedizin. Oder die Gründung einer Katholisch-Theologischen Fakultät an der Humboldt-Universität. Doch die Befuerung des intellektuellen und interreligiösen Dialogs war und ist Sache dieser Stadt nicht.

Dafür hat sich die BBAW zu einem Juwel in der deutschen Wissenschaftslandschaft entwickelt, auch, weil wir das uns zugemutete Regionalprinzip verworfen sowie die Gelehrtensozietät der AdW und die ehemalige Westberliner Akademie eben nicht fusioniert, sondern den personellen Neuaufbau in die Hände der Präsidenten der großen Wissenschaftsorganisationen gelegt haben.

„Wir“: Das ist nicht der Pluralis majestatis, sondern damit beziehe meinen Spiritus rector Christian Meier ein, der mir ope et consilio zur Seite stand. Wir waren ein kongeniales Tandem.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, lässt Schiller seinen Wallenstein sagen.

Es waren Geistesgrößen, wie Leibniz, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, Helmholtz u.a., die die Berliner Wissenschaft prägten. An diese Tradition ist im Jubiläumsjahr 2010 zu erinnern und anzuknüpfen.

Möge die Politik der Berliner Wissenschaft die Freiheit lassen, ihr Haus gemäß dem „inneren Wesen der Wissenschaft“ in Selbstverantwortung zu gestalten!

Integrabilität als Ordnung im Kleinsten

Verleihung des Akademiepreises an Matthias Staudacher

EINE WÜRDIGUNG VON JOCHEN BRÜNING

Matthias Staudacher wurde am 13. September 1963 in München geboren. Von Jugend an zeigte er starkes Interesse an Mathematik und Physik und nutzte alle Angebote, die ihm in den Weg kamen. Dabei war er bald sehr erfolgreich, wie z. B. sein Bundessieg im Wettbewerb Mathematik 1980 ausweist. Trotz einer anhaltend starken Neigung vor allem zur diskreten Mathematik, studierte Staudacher dann doch Physik, und zwar an den Universitäten in Heidelberg, in München (LMU) und an der University of Illinois at Urbana-Champaign, wo er auch 1990 in Theoretischer Physik bei John Kogut promovierte. Zum Arbeitsgebiet wählte er sich die Theoretische Teilchenphysik, deren Hauptziel das Verständnis der Struktur der Materie und der zwischen ihren Bestandteilen, den Elementarteilchen, wirkenden Kräfte ist. Obwohl ein ausgefeiltes und experimentell extrem gut bestätigtes „phänomenologisches“ Modell vorliegt, das sogenannte Standardmodell, ist man doch vom tiefgreifenden Verständnis der zugrunde liegenden Vorgänge noch ziemlich weit entfernt; insbesondere ist es noch nicht gelungen, die Gravitation widerspruchsfrei auf derselben Ebene wie die anderen drei Elementarkräfte zu beschreiben.

Matthias Staudachers Arbeitsschwerpunkt lag zunächst bei so genannten exakt löslichen Modellen der Teilchenphysik, und hier vor allem bei den Matrix-Modellen und ihren Zusammenhängen mit der statistischen Mechanik sowie der String-Theorie und der zweidimensionalen Quantengravitation. Die Matrixmodelle bilden eine sehr flexible, aber mathematisch höchst anspruchsvolle Familie von Modellen, von denen man sich viel erhofft, bei denen aber selbst kleine Fortschritte hart erkämpft werden müssen. Diesen Forschungsinteressen ging er als Postdoktorand an der Rutgers University, an der École normale supérieure Paris (ENS) und als Stipendiat des CERN in Genf nach, ehe er 1997 am Albert-Einstein-Institut (AEI) in Golm, dem Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik, eine vorläufige Heimat fand; seit 1998 ist seine dortige Stelle unbefristet, seit 2006 entspricht sie einer W2-Professur. Am AEI begann Staudacher die Arbeit an einem großen Projekt, die zu seinen spektakulärsten, inzwischen weltweit bekannten und hochgeschätzten Resultaten führte, die sich mit der Rolle der Integrabilität in Eichtheorien beschäftigen. Integrabilität ist deshalb hochgeschätzt, weil sie darauf hindeutet, dass die vorliegenden Gleichungen im Prinzip exakt gelöst werden können. Der Zusammenhang der erwähnten Eichtheorien ist

vor allem deshalb von größtem Interesse, weil Staudachers Überlegungen eine von Juan Maldacena erstmals formulierte Vermutung zu erhellen versprechen. Dabei geht es um ein „holographisches“ Prinzip, das zwei anscheinend völlig verschiedene Theorien verbinden soll, die aber beide als Modell derselben Wirklichkeit interpretiert werden können. Staudachers Forschung hat erstmals eine beobachtbare Größe theoretisch so beschrieben, dass sie mit den bekannten Ergebnissen aus beiden Theorien übereinstimmt, wobei die eine Theorie die sehr kleinen und die andere die sehr großen Werte liefert. Nebenbei besteht die Aussicht, dass diese Untersuchungen auch zur ersten explizit berechenbaren Quantenfeldtheorie überhaupt führen werden.

Die außerordentliche Anerkennung, die diese Arbeiten gefunden haben, drücken sich nicht nur durch Impact-Faktoren aus, sondern auch durch manche andere Aktivitäten der Scientific Community. Zum Beispiel wurde Matthias Staudacher kürzlich in das Herausbergremium des in diesem Gebiet führenden *Journal of High Energy Physics* gewählt sowie in den Beirat des neu gegründeten Institute for the Physics and Mathematics of the Universe in Tokyo, von Angeboten sehr renommierter Institutionen ganz zu schweigen.

In der etwa zehnjährigen Entwicklung, die zu den heutigen spektakulären Ergebnissen geführt hat, waren enorme technische Schwierigkeiten zu überwinden. Es spricht vieles dafür, dass die Früchte dieser Arbeit erst jetzt zur wirklichen Ernte anstehen und mit ihrer Verbreitung unter den Teilchenphysikern eine neue Phase im Verständnis der Struktur der Materie einleiten werden. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ist stolz darauf, Matthias Staudacher mit dem Akademiepreis 2009 auszeichnen zu können.

Ansprache anlässlich der Verleihung des Akademiepreises 2009

MATTHIAS STAUDACHER

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Brüning, verehrte Akademiemitglieder,
meine Damen und Herren!

Zunächst und an erster Stelle möchte ich mich bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für diesen so ehrenhaften Preis bedanken. Er stellt ohne Zweifel den Höhepunkt meiner bisherigen Laufbahn auf dem Gebiet der theoretischen Physik dar. Ich sehe ihn als großen Ansporn zu weiteren wissenschaftlichen Leistungen! Ich wurde gebeten, innerhalb von etwa fünf Minuten einen kleinen Einblick in diejenigen meiner Forschungsergebnisse zu geben, die diesen Preis hervorgerufen haben. Dies fällt mir nicht leicht, da mir selber auch nach etwa 20jähriger Beschäftigung mit dem Forschungsgegenstand noch sehr viele Rätsel bleiben. Daher habe ich beschlossen, den Hinweis auf meine Forschungen mit einigen autobiographischen Anmerkungen zu vermengen. Und in der Tat ist meine wissenschaftliche Entwicklung nur schwer von meinem bisherigen Lebenslauf zu trennen.

Mein Interesse an der mathematischen Physik ist sicher vor allem dadurch entstanden, dass ich in meiner Kindheit zuhause im Regal die Studienbücher meines Vaters, der

Gymnasiallehrer für Mathematik und Physik war, vorfand, und von früh an darauf versessen war, die darin enthaltene Geheimsprache, also all die lustig aussehenden Formeln, interpretieren zu können. Ich wollte also sicher nicht die Welt als solche, sondern lediglich die mich umgebende kleine Welt verstehen. Dies führte mich dann später dazu, das Studium der Physik aufzunehmen, zunächst bis zum Vordiplom in Heidelberg, und dann in einem weiteren Jahr in meiner Heimatstadt München. Ich muss gestehen, dass ich auf diese Zeit mit etwas gemischten Gefühlen zurückblicke, da ich etwas mehr Begeisterung für die Materie sowohl auf der Seite der Dozenten als auch der Studenten erwartet hatte. In dieser Zeit bewarb ich mich auf ein Fulbright Stipendium für die USA, das ich auch gewinnen konnte, und das mich in die Maisfeldwüste des amerikanischen Mittleren Westens führte. Als Kontrapunkt zur recht einförmigen Umgebung empfand ich die fantastischen Studienbedingungen und den Enthusiasmus im Physikdepartment der University of Illinois at Urbana-Champaign. Ich konnte es nicht fassen, dass die Universitätsbibliothek Tag und Nacht geöffnet war

und dass die Studenten auch noch um drei Uhr nachts in kleinen Grüppchen ihre zwanzigseitigen Übungsblätter fertig rechneten. Das Erstaunlichste und Ungewohnteste aber war das große Interesse der dortigen Professoren an meiner Person, die mir anboten, nach dem Fulbright-Austauschjahr dort zu bleiben und dort – bei Erlass der Studiengebühren und einem kleinen, aber ausreichenden Teaching Assistant Gehalt – gleich zu promovieren. Soviel Umwerbung konnte ich nicht ausschlagen, ging natürlich auf den Vorschlag ein und habe dies nie bereut.



Abbildung 1

Hans Albrecht Bethe, 1906 Straßburg – 2005 Ithaca, New York.

By courtesy of Los Alamos National Laboratory. Unless otherwise indicated, this information has been authored by an employee or employees of the Los Alamos National Security, LLC (LANS), operator of the Los Alamos National Laboratory under Contract No. DE-AC52-06NA25396 with the U.S. Department of Energy. The U.S. Government has rights to use, reproduce, and distribute this information. The public may copy and use this information without charge, provided that this Notice and any statement of authorship are reproduced on all copies. Neither the Government nor LANS makes any warranty, express or implied, or assumes any liability or responsibility for the use of this information.

In diese Zeit fällt auch ein Erlebnis, das sich im Nachhinein noch als für mich sehr wichtig erweisen sollte. Der ursprünglich deutsche Physiker Hans Bethe (siehe Abb.), 1906 in Straßburg geboren, hielt an der University of Illinois im hohen Alter von etwa 80 Jahren ein Fachkolloquium. Dies beeindruckte mich ungemein, weil er mir einerseits als sozusagen historische Person und Pionier der Quantenmechanik bekannt war, andererseits nun doch als aktiver Physiker leibhaftig vor uns stand. Zudem erfüllte mich sein deutlich hörbarer deutscher Akzent mit einer gewissen Wehmut, da er ja einer der vielen war, die durch die unseligen politischen Entwicklungen der 30er Jahre aus Deutschland vertrieben wurden. Das Faszinierendste an Hans Bethe war für mich aber seine große Interdisziplinarität, da er, wie heute nicht mehr üblich, an fast allen wichtigen Teilgebieten der theoretischen Physik gearbeitet hatte, als da wären Festkörper-, Kern-, Teilchen- und Astrophysik.

Einer seiner frühesten Beiträge war 1931 die exakte Lösung eines erstmals von Heisenberg 1929 eingeführten eindimensionalen Modells für ein Metall, der sogenannten Heisenbergschen Spinkette. Die von ihm hergeleiteten Bethe-Gleichungen (siehe Abb.) für das exakte Spektrum dieses magnetischen Systems sind von bestechender Einfachheit und Eleganz bei großer mathematischer Raffinesse. Bethes ursprüng-

licher Artikel, der übrigens auch heute noch sehr gut lesbar ist, ist von unerhörter mathematischer Tiefe, und man darf meiner Ansicht nach sagen, dass nun, auch fast 80 Jahre später, das darin erstmals entdeckte Phänomen der sogenannten Quantenintegrabilität noch immer nicht in jeder Beziehung vollständig verstanden ist. Ich werde in Kürze auf diese Gleichungen zurückkommen.

$$\left(\frac{u_k + \frac{i}{2}}{u_k - \frac{i}{2}} \right)^L = \prod_{\substack{j=1 \\ j \neq k}}^K \frac{u_k - u_j + i}{u_k - u_j - i},$$

$$E = \sum_{j=1}^K \frac{2}{u_j^2 + \frac{1}{4}}.$$

Abbildung 2
Bethes Ansatz von 1931

Mein weiterer Werdegang sei nun nur kurz im Zeitraffer erwähnt. Nach Abschluss meiner Promotion in Illinois schlossen sich drei Postdoc-Stellen in Rutgers (New Jersey), der Ecole Normale Supérieure (Paris) und dem CERN (Genf) an. Danach eröffnete sich mir die einmalige Chance, nach immerhin 12 Jahren wissenschaftlichem „Exil“, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Im Anschluss an die mittlerweile erfolgte Wiedervereinigung wurde auf maßgebliches Betreiben von Jürgen Ehlers 1995 das Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik (Albert-Einstein-Institut) im Bundesland Brandenburg neu gegründet. Großen Dank schulde ich Hermann Nicolai, der mich als Direktor im Zuge des ab 1997 erfolgenden Aufbaus der Abteilung für Quantengravitation und Vereinheitlichte Theorien nach Potsdam holte. Es war sehr spannend, dabei mitwirken zu dürfen, dass das AEI in den Folgejahren zu einem der weltweit führenden Forschungsinstitute in diesem Gebiet aufsteigen konnte. Dies bringt mich nun auch zur versprochenen Kurzvorstellung meines Forschungsgebietes.

Eine der schwierigsten Aufgaben der modernen theoretischen Physik ist es, mathematisch exakte Methoden zu finden, um denjenigen Theorien quantitativ beizukommen, auf denen unser gesamtes „Standardmodell“ der Elementarteilchen beruht, nämlich den sogenannten nicht-abelschen Eichtheorien. Ein konzeptionell höchst interessanter Ansatz ist hierfür die 1997 von Juan Maldacena postulierte AdS-CFT Korrespondenz. Hierbei handelt es sich um eine Dualität, bei der versucht wird, die Eichtheorien mittels Stringtheorie, also der Theorie der relativistischen schwingenden Saiten, alternativ zu beschreiben. Dieser Vorschlag weckte weltweites Interesse, konnte jedoch bis vor kurzem nicht quantitativ überprüft werden. Es gelang mir nun in Zusammenarbeit mit Kollegen und insbesondere mit meinem ersten Doktoranden,

Niklas Beisert, Bethes Methode aus dem Jahre 1931, oft Bethes Ansatz genannt, zu benutzen, um zum ersten Mal quantitativ zu beweisen, dass Eich-String-Dualität tatsächlich quantitativ exakt gültig sein kann. Hierfür mussten wir allerdings Bethes ursprüngliche Gleichungen etwas verallgemeinern, so dass sie nun eine etwas kompliziertere Gestalt annehmen:

$$\begin{aligned}
 1 &= \prod_{\substack{j=1 \\ j \neq k}}^{K_2} \frac{u_{2,k} - u_{2,j} - i}{u_{2,k} - u_{2,j} + i} \prod_{j=1}^{K_3} \frac{u_{2,k} - u_{3,j} + \frac{i}{2}}{u_{2,k} - u_{3,j} - \frac{i}{2}}, \\
 1 &= \prod_{j=1}^{K_2} \frac{u_{3,k} - u_{2,j} + \frac{i}{2}}{u_{3,k} - u_{2,j} - \frac{i}{2}} \prod_{j=1}^{K_4} \frac{x_{3,k} - x_{4,j}^+}{x_{3,k} - x_{4,j}^-}, \\
 \left(\frac{x_{4,k}^+}{x_{4,k}^-} \right)^L &= \prod_{\substack{j=1 \\ j \neq k}}^{K_4} \left(\frac{u_{4,k} - u_{4,j} + i}{u_{4,k} - u_{4,j} - i} \sigma^2(x_{4,k}, x_{4,j}) \right) \prod_{j=1}^{K_3} \frac{x_{4,k}^- - x_{3,j}}{x_{4,k}^+ - x_{3,j}} \prod_{j=1}^{K_5} \frac{x_{4,k}^- - x_{5,j}}{x_{4,k}^+ - x_{5,j}}, \\
 1 &= \prod_{j=1}^{K_6} \frac{u_{5,k} - u_{6,j} + \frac{i}{2}}{u_{5,k} - u_{6,j} - \frac{i}{2}} \prod_{j=1}^{K_4} \frac{x_{5,k} - x_{4,j}^+}{x_{5,k} - x_{4,j}^-}, \\
 1 &= \prod_{\substack{j=1 \\ j \neq k}}^{K_6} \frac{u_{6,k} - u_{6,j} - i}{u_{6,k} - u_{6,j} + i} \prod_{j=1}^{K_5} \frac{u_{6,k} - u_{5,j} + \frac{i}{2}}{u_{6,k} - u_{5,j} - \frac{i}{2}}, \\
 \hline
 E(g) &= 2 \sum_{j=1}^{K_4} \left(\frac{i}{x_{4,j}^+} - \frac{i}{x_{4,j}^-} \right) \\
 1 &= \prod_{j=1}^{K_4} \left(\frac{x_{4,j}^+}{x_{4,j}^-} \right), \quad u_k = x_k + \frac{g^2}{x_k}, \quad u_k \pm \frac{i}{2} = x_k^\pm + \frac{g^2}{x_k^\pm}.
 \end{aligned}$$

Abbildung 3
Der Bethe-Ansatz und die String-Eich-Dualität 2005/06

Unsere Gleichungen wurden kurze Zeit später durch sehr aufwändige Rechnungen verschiedener internationaler Forschergruppen auf beeindruckende Weise bestätigt.

Ein Indiz für das nachhaltige weltweite Interesse an diesem Forschungsgebiet ist der für eine Spezialkonferenz sehr beachtliche Andrang von ca. 140 Teilnehmern zu der von uns in diesem Sommer organisierten Konferenz „Integrability in Gauge and String Theory“ am AEI Potsdam.

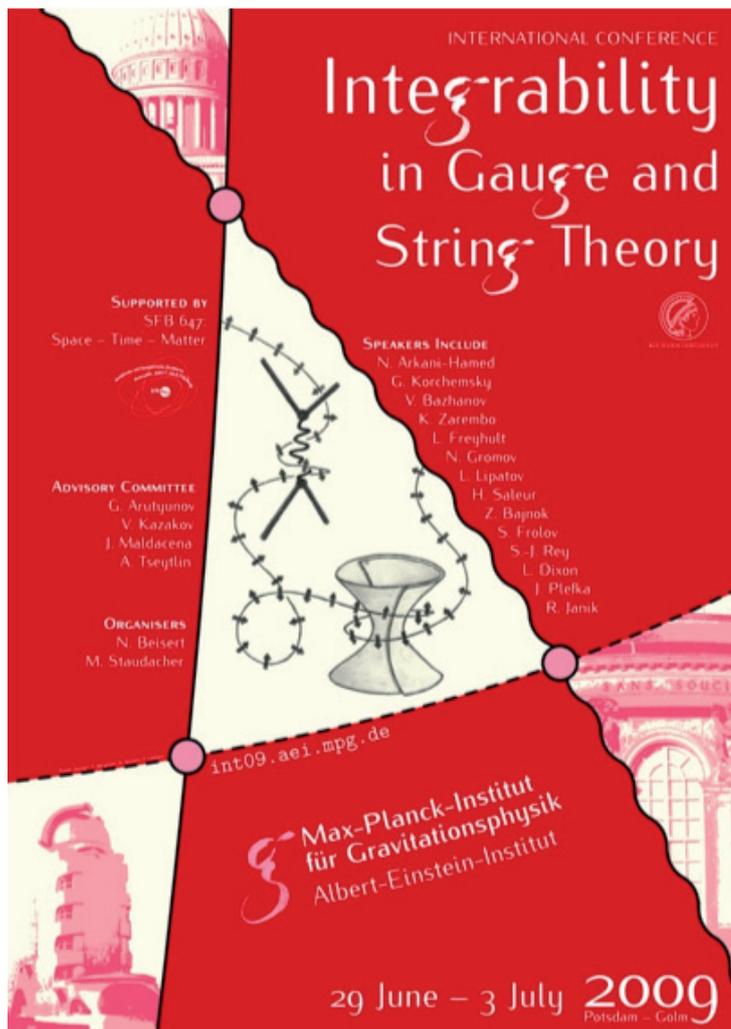


Abbildung 4
Poster der Konferenz zum Thema „Integrability in Gauge and String Theory“ in Potsdam, 29.06.–03.07.2009.

Mit Freude sehe ich die große Zahl von Schülern im Saal des Konzerthauses am Gendarmenmarkt. Ich hoffe, dass ich mit meiner kleinen Ansprache vielleicht ein wenig Interesse bei dem einen oder anderen an einem Studium der mathematischen Physik geweckt habe und dass ich einen kleinen Hinweis darauf geben konnte, wie spannend eine wissenschaftliche Laufbahn sein kann! Ich danke allen Anwesenden für ihre Aufmerksamkeit!

Der Europäische Forschungsraum. Anspruch und Wirklichkeit

ERNST-LUDWIG WINNACKER

Das Wort vom Europäischen Forschungsraum ist zumindest ungewohnt. Vertraut sind uns entsprechende Begriffe aus dem wirtschaftlichen Umfeld, wie der gemeinsame Agrarmarkt, oder auch die gemeinsame Währung, der Euro. In der Tat basiert die heutige europäische Gemeinschaft auf dem Vorschlag des damaligen französischen Außenministers Robert Schuman vom 9. Mai 1950, eine europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl zu schaffen, die sogenannte Montanunion. Von Forschung war zunächst nicht die Rede. Zwar soll Jean Monnet, ein anderer der Gründerväter der EU, gefragt, ob er, wenn es denn eine solche Chance gäbe, bei einem Neuanfang alles noch einmal so machen würde wie 1950 ff., gesagt haben, nein, dieses Mal beginne er mit Wissenschaft und Forschung. Jean Monnet hätte es wissen müssen. Dennoch enthebt uns diese von höchster Warte gemachte Feststellung nicht des Nachdenkens darüber, ob ein solcher Schritt richtig gewesen wäre, ob also im Sinne der viel beschworenen Subsidiarität die wissenschaftliche Forschung zu denjenigen Aufgaben gehöre, die eher europäisch-föederal oder eher national-staatlich zu organisieren seien.

Eine allererste Antwort auf diese Frage mag der Rückgriff auf Raffaels Fresko „Die Schule von Athen“ aus dem Jahre 1509 geben. Es zeigt, in einem großen offenen Raum, etwa drei Dutzend Größen der Geisteswelt des antiken Griechenlands, mit Platon und Sokrates an der Spitze. Aber auch Sophokles und Heraklit fehlen nicht, genauso wenig wie Michelangelo und er, Raffael selbst, der sich damit in eine Zeitreihe mit der Antike setzt und andeutet, als wes Geistes Kind er sich verstanden sehen will. Aber 1509 ist nicht 2009. Dazwischen ist einiges geschehen, so dass wir uns zwar durchaus dieses antiken Erbes rühmen und erinnern dürfen, aber keineswegs annehmen können, dass die Voraussetzungen und das Umfeld für eine solch zentrale Sicht der Dinge unverändert existieren. Rechtfertig also ein solches Erbe eine eher föderale Organisation der Forschung im heutigen Europa, oder lassen wir die Dinge wie sie sind und sie sich in den vergangenen Jahrzehnten, also seit dem 1. Weltkrieg, entwickelt haben? Bleiben und leben wir in Europa weiterhin mit dem Paradoxon, dass zwar Wissenschaft und Forschung als solche grenzenlos und international angelegt sind, dass aber ihre Institutionen eher national, in der Regel nur regional oder gar lokal organisiert sind?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir ein wenig genauer auf diesen Status quo blicken. Um Gottes Willen mögen Sie jetzt denken, er wird uns jetzt doch nicht mit den Rankings und Indices kommen, die wir alle kennen und die sowieso keine Aussage über den tatsächlichen Stand der Dinge in Europa oder Deutschland machen. Keine Angst! In der Tat weiß auch ich um die Schwächen dieser Listen, weiß auch ich, dass sich wissenschaftliche Leistung nicht einfach quantifizieren lässt, und dennoch macht mir einiges Sorgen. Etwa, dass es im Jahre 2006 46.000 japanische Studierende in die USA zog, aber nur 308 nach Deutschland. Etwa, dass die 18 Milliarden Dollar, die in den kommenden zwei Jahren in den USA zusätzlich für Forschung und Entwicklung ausgegeben werden, etwa 120.000 neuen Stellen für Wissenschaftler und Ingenieure entsprechen, die es aber in den USA gar nicht gibt, und die daher aus China, Indien und Europa kommen müssen. Etwa, dass zwar in den vergangenen Jahren einige Nobelpreise nach Deutschland gegangen sind, was wunderbarer nicht sein könnte, dass diese wenigen Schwalben aber noch keinen Sommer machen, und das ungünstige Verhältnis von Nobelpreisen, die nach Deutschland bzw. in die USA gingen, nicht wesentlich verändert. Nun werden Nobelpreise aber nicht nur nicht in den Geistes- und Sozialwissenschaften vergeben, sie stehen meist auch für Arbeiten, die 30 Jahre und mehr zurückliegen. Ist nicht in den vergangenen fünfzehn Jahren unendlich viel geschehen? Wird sich dies nicht am Ende doch in den relevanten Statistiken niederschlagen? Richtig, ich erinnere nur an die Exzellenzinitiative, die das System seit ca. 2006 ff. aufgerüttelt und fast 400 Millionen Euro pro Jahr zusätzlich in das System gepumpt hat. Wie ich gerade lesen konnte, hat sich dies bereits in knapp 4.000 Jobs für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler niedergeschlagen.

Zu Kassandraruhen besteht also doch kein Anlass? Werden sich die Dinge nicht einfach von selbst richten? Alles richtig, und dennoch, die fragwürdige Fragmentierung des Kontinents in 30 oder mehr Forschungsräume ist nicht zu übersehen. Drei Prozent der ordentlichen Professuren in Deutschland sind mit Ausländern besetzt. Einen Saint-Emilion hält man sich schon gerne im Keller, aber einen französischen Kollegen oder eine spanische Kollegin selbst an einem romanistischen Institut bleibt immer noch die Ausnahme. Die EU hat wunderbare Programme für den Austausch von Studierenden und Postdoktoranden, auch das ist richtig. Aber wo ist die europäische Gemeinschaft der Sozial- und Pensionssysteme, die in späteren akademischen Karrierestufen den Wechsel über die Landesgrenzen erlaubt? Gerüchteweise sollen die europäischen Sozialminister ihre diesbezügliche Verantwortung erkannt haben, aber umgesetzt wurde bislang wenig oder nichts. So wird, bewusst oder unbewusst, ein europaweiter Wettbewerb um Köpfe bislang wenn auch nicht verhindert, aber doch stark behindert.

Das einzige Großprojekt auf diesem Felde bleibt daher dasjenige, für dessen Aufbau ich selbst in den vergangenen 30 Monaten mitverantwortlich war, der *Europäische For-*

schungsrat. Er geht zurück auf die Zeit des Kommissars Ralf Dahrendorf. Im Mai 1973, vor 36 Jahren, legte er der Kommission ein Papier vor mit dem Titel: „Programme de travail dans le domaine de la recherche, de la science et de l'éducation“, in dem es heißt: „Die Europäische Kommission muss und soll einen Beitrag dazu leisten, die Grenzen des nationalen Denkens bei der Entwicklung der Wissenschaft zu überwinden und einen einzigen Raum der Europäischen Wissenschaften gründen, in dem Kooperation und Wettbewerb einander auf sinnvolle Weise komplementieren“. Die beiden Elemente seines Planes waren die Koordination der nationalen Verfahren und Strategien in wissenschaftlichen und technologischen Bereichen sowie die Gründung einer *Europäischen Wissenschaftsstiftung*, der *ESF* (European Science Foundation), die tatsächlich 1974 aus der Taufe gehoben wurde. Der vielen Euroskeptiker wegen kam sie allerdings nie über das hinaus, was sie heute noch ist, nämlich ein gemeinsames Büro der nationalen Forschungsorganisationen, deren Gemeinsamkeiten aber niemals ausreichten, sich zu wirklich Gemeinsamen und Großem aufzuraffen. So wurden aus Dahrendorfs Idee zunächst einmal nur die europäischen Rahmenprogramme für die Forschung, von denen derzeit gerade das siebente läuft. Abgesehen von den zu recht so hoch gelobten Austauschprogrammen für Schüler und Studierende, ging es und geht es vor allem um praxisnahe Forschungsverbünde. Wegen ihrer überbordenden Bürokratie wurden und werden sie stark kritisiert, haben aber immerhin dazu beigetragen, dass Heerscharen von ganz auf die USA fokussierten Wissenschaftlern realisierten, dass durchaus auch in Nachbars Garten die Früchte süß und schmackhaft sein können.

Es kam der März 2000 mit dem Gipfel der Staatschefs in Lissabon, wo man sich darauf verständigte, bis zum Jahre 2010, also innerhalb von zehn Jahren, „die EU zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissenschaftsgestützten Wirtschaftsraum der Welt zu machen, der fähig ist, ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum mit mehr und besseren Arbeitsplätzen und einem größeren sozialen Zusammenhalt zu erzielen“. Wie war das zu erreichen? Einerseits haben sich viele nationale Regierungen und Forschungsorganisationen angestrengt, auch Deutschland. Einige aber erreichen den für 2010 angepeilten dreiprozentigen Anteil für Forschung und Entwicklung am Bruttoinlandsprodukt (BIP) nicht etwa durch höhere Forschungsausgaben, sondern dank des für sie glücklichen Umstandes, dass wegen der Finanz- und Wirtschaftskrise ihr BIP gesunken ist. Andererseits muss man sich fragen: Reicht die Palette der EU-Förderinstrumente? Wird sie diesem anspruchsvollen Ziel der Staatschefs gerecht? Wohl eher nicht.

So kam der Gedanke wieder auf, ein Förderinstrument für die Grundlagenforschung, genauer gesagt für die Forschung an den Grenzen des Wissens, zu schaffen, analog der *National Science Foundation (NSF)* der USA oder eher noch der *DFG*, denn es sollte die Wissenschaft in allen ihren Zweigen gefördert werden, von A wie Archäologie bis Z wie Zoologie. Und es sollte um die individuelle Forscherpersön-

lichkeit gehen, also nicht mehr um Netzwerke, sondern um einzelne Köpfe und um die „märchenhafte“ Freiheit zu forschen, wie sie in Deutschland nur der Leibniz-Preis erlaubt. Genauso richtig und wichtig war der Vorschlag, dass es keinen *juste retour*, also keinen regionalen Ausgleich geben darf, sondern dass allein die wissenschaftliche Qualität zählen soll.

Die Kommission hat das Thema aufgegriffen und nach einigem Hin und Her war es im November 2005 so weit. Die 22 Gründungsmitglieder des *European Research Council (ERC)* konnten ihre Arbeit aufnehmen. Schon die Zahl 22 ist Programm, weil sie nicht 27 lautet. Sonst hätte es so ausgesehen, als stünde jedem Mitgliedsstaat ein Repräsentant zu. Dies ist keineswegs der Fall, im Gegenteil, manche sind zweimal, viele keinmal vertreten.

Diese 22 Kolleginnen und Kollegen haben zunächst zwei Dinge getan: das Amt eines Generalsekretärs geschaffen, der als Verbindungsperson zwischen dem Wissenschaftlichen Rat und der Administration vor Ort fungiert, sowie zwei Förderinstrumente aus der Taufe gehoben, sogenannte „Starting Grants“ für Forscherinnen und Forscher zwischen zwei und neuen Jahren nach der Promotion; und „Advanced Grants“, für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in späteren Phasen ihrer Karrieren. Damit sollten wesentliche Lücken in der Karriereförderung in Europa gefüllt werden. In der Tat ist und bleibt die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ein Stiefkind in Europa, wenn man einmal von Deutschland, der Schweiz und einigen wenigen anderen Nachbarländern absieht. Und selbst für exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist es nicht beliebig leicht, von ihren nationalen Förderorganisationen 2,5 Millionen Euro zu erhalten.

Inzwischen sind an fast 800 Personen an die 1,4 Milliarden Euro verteilt worden. Zum ersten Mal hat die immer noch vergleichsweise kleine Geschäftsstelle sogar zwei Ausschreibungen gleichzeitig bewältigt, und dies in einem administrativ sehr schwierigen Umfeld.

Was haben wir gelernt, was ist bei diesem ungewöhnlichen, wenn nicht revolutionärem Experiment herausgekommen, in dem es ausschließlich um wissenschaftliche Qualität ging, in dem es keinerlei Rücksichtnahme auf regionalen Ausgleich gab?

Erstens war die Nachfrage riesig. Sie ist zwar ein wenig gesunken, nachdem man einige Hürden für die Antragsteller eingebaut hat, aber die Bewilligungsquote liegt immer noch unter 20%. Quoten über 20% hielte ich in diesem Zusammenhang für qualitätsschädigend. Insofern ist das *ERC* auf einem guten Weg.

Zum zweiten war die englische Sprache, ohne dass wir dies je hätten erzwingen können, voll akzeptiert, quasi wie von selbst. Es wäre auch nicht anders gegangen. Dennoch ist es bemerkenswert, festzustellen, dass in einem Umfeld, in welchem 350 Millionen Bürgerinnen und Bürger nur eine einzige Sprache sprechen, die Wissenschaft tatsächlich kommunikativ ist.

Drittens hat die Politik ihr Versprechen gehalten, die Entscheidungen des *ERC* nicht zu beeinflussen. Dies gilt auch in thematischer Hinsicht. Niemand hat uns gedrängt oder gezwungen, über Klimafragen, über Energieerzeugung oder Neurobiologie zu arbeiten, in der Hoffnung, dass dieser Ansatz letztlich der einzige ist, die Grenzen zu wirklichem Neuem zu überschreiten.

Schließlich haben wir gelernt, dass die Verteilung der Mittel über die Mitgliedsstaaten hinweg extrem asymmetrisch ist. Es gibt eindeutige Gewinner und Verlierer in diesem freien Spiel der Kräfte. Forschungseinrichtungen in Ländern wie Großbritannien, den Niederlanden, der Schweiz und Israel erleben eine wirklich große Nachfrage, während andere, insbesondere in den neuen Beitrittsländern, zu den deutlichen Verlierern zählen. In Zahlen ausgedrückt heißt dies, dass 96% der *ERC*-Mittel in die 15 alten Mitgliedstaaten der EU fließen und nur 4% in die Staaten Osteuropas, die ziemlich genau vor fünf Jahren der Union beigetreten sind. Sieht man sich dieses Phänomen ein wenig genauer an, so wird deutlich, dass Erfolg oder Misserfolg beim *ERC* mit den Ausgaben für Forschung und Entwicklung korrelieren. In der Tat schwanken diese zwischen weniger als 0,4% in Rumänien und 4,71% in Israel, also fast über einen Faktor von zehn. Was dies für das Innovationsgeschehen in der Union bedeutet, ist auch klar. Obwohl Talent über den Kontinent hinweg vermutlich gleichmäßig verteilt ist, wird sich das Innovationsgeschehen in Zukunft immer mehr auf die westlichen Mitgliedsländer konzentrieren, wenn nicht etwas geschieht. Dass etwas geschehen muss, ist für mich glasklar. Die ungleiche Wirtschaftsentwicklung, die sich hier enthüllt oder anbahnt, wird auf Dauer den politischen Zusammenhalt der Union gefährden, vielleicht noch mehr als die Finanzkrise.

Was könnte denn geschehen? Das *ERC* selbst kann wenig tun. Seine administrative Struktur ist ohnehin noch extrem labil. Wenn es von der alleinigen Förderung wissenschaftlicher Exzellenz abkäme und sich beispielsweise auch zum Anwalt der Förderung benachteiligter Regionen in Europa machte, würde es sich nicht nur überschätzen, sondern auch in seiner Existenz gefährden. Wir können froh und dankbar sein, dass die Politik uns in dieser Hinsicht bislang nicht hineingeredet hat. So bleiben vor allem wohl die Strukturfonds der EU, über die zwar die Kommission nicht selbst verfügt, sondern die EU-Mitgliedstaaten selbst, die aber vermehrt als Investitionen in Bildungs- und Forschungseinrichtungen genutzt werden.

Das ist das eine. Für mindestens so wichtig aber hielte ich entsprechende Aktivitäten der nationalen Forschungsförderorganisation in den reicheren Mitgliedsländern. Ihnen stehen nicht etwa nur 1,1 Milliarden Euro zur Verfügung, wie dem *ERC*, sondern insgesamt wohl an die 30 Milliarden Euro pro Jahr. Wäre es nicht ein Akt der Solidarität, dass sie sich an der Lösung dieses Problems beteiligten? „Das ganze Volk“, so hat John Adams, der zweite Präsident der USA, es einmal in einem Brief aus

dem Jahre 1785 ausgedrückt, „das ganze Volk ist für die Erziehung des ganzen Volkes verantwortlich, und muss daher auch für deren Kosten gerade stehen“.

Wie könnte das geschehen? Die nationalen Förderorganisation müssten sich für Antragsteller in den benachteiligten Mitgliedsländern öffnen, in einem geregelten Verfahren natürlich, das alle gleichmäßig belastet. Vielleicht könnte man so ähnlich vorgehen, wie seinerzeit die *DFG* mit den Antragstellern aus der damaligen DDR verfahren ist, als diese noch ein eigener Staat war, und der Fluss von deutschen Steuergeldern ins Ausland nur über eine Art Huckepackverfahren geregelt werden konnte, bei dem bundesdeutsche Antragsteller als eine Art getarnter Lockvögel dienten, was dann die Finanzbürokratie akzeptierte. Heute ginge es um deutsche Steuergelder, die nach Polen, Lettland oder Rumänien gelangten. Warum eigentlich nicht? Wenn man es richtig machte, würde es die Bewilligungsquoten nicht wesentlich senken – um ein paar Prozentpunkte vielleicht –, es würde aber gleichzeitig dem Wettbewerbsgedanken dienen und vielleicht sogar die Qualität der Anträge und deren Innovationsgrad erhöhen. Eine Öffnung dieser Art müsste sich natürlich auch in der Zusammensetzung der Gutachtergruppen widerspiegeln, die entsprechend internationaler aussähen.

Es wird nicht einfach sein, einen solchen Prozess in Gang zu setzen. Aber: die nationalen Förderorganisationen, das sind wir, die Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den jeweiligen Mitgliedsländern. Wir also müssten darauf drängen, dass etwas geschieht. Als ich noch *DFG*-Präsident war, haben die Vorsitzenden der europäischen Forschungsförderorganisationen unter meinem Vorsitz erste Schritte in diese Richtung getan. Man hat gemeinsame Begutachtungen organisiert; es wurde sogar ein kleiner Topf geschaffen, um 25 Nachwuchsgruppen zu fördern. Doch wenn ich daran denke, wie schwierig dies war, wie viele Schwierigkeiten daraus entstanden, aus 25 Milliarden Euro insgesamt 5 Millionen Euro freizuschaukeln: man konnte schier verzweifeln. Aber die Zeiten haben sich auch hier geändert. Man ist zumindest gedanklich inzwischen ein wenig vorangekommen, aber schreitet natürlich noch viel zu langsam voran. Der *ERC* hat auch in dieser Hinsicht nicht geschadet.

Wichtig ist diese Internationalisierung noch aus einem anderen Grunde, nämlich dem des zunehmend interdisziplinären Charakters der Forschung. Das Wort von der Interdisziplinarität mag vielen von uns zu einem Slogan verkommen sein, das Konzept wird aber für die Forschung an den Grenzen der Wissenschaften immer wichtiger. Nehmen wir das Beispiel der Biologie. Die Biologie befindet sich einerseits immer noch in einem gewissen Sammlerstadium von Mikroorganismen und Molekülen – die Botanisiertrommel lässt grüßen. Aber sie hat andererseits inzwischen so viele Moleküle gefunden, dass es sich lohnt, wieder den Blick auf das Ganze zu richten. Das „Ganze“ heißt hier der Frage nachzugehen, warum eine Maus aussieht wie eine Maus,

ein Känguru wie ein Känguru. Als ich selbst Biochemie gelernt habe, hat man sich noch mit Fragen des Stoffwechsels und der Energieerzeugung in Zellen befasst. Heute interessiert die Frage, wie aus dem Gen, dem kleinsten Element der biologischen Informationsübertragung, sich immer höhere Ebenen der Komplexität entwickeln, Proteine, Proteinaggregate, subzelluläre Strukturen, Zellen, Organe, Organismen, bis hin zu den 6,5 Milliarden Menschen, die derzeit auf diesem Planeten leben. Wir wollen natürlich bescheiden bleiben, aber dank dem Einsatz neuester Technologien, darunter auch solcher aus den Computerwissenschaften, ist es heute möglich, auf der Ebenen von Proteinen und Proteinaggregaten Lebensprozesse zu simulieren und diese Simulationen dann im Reagenzglas, oder *in vivo* auf ihren Sinn bzw. Unsinn zu überprüfen. Die Biologie wird langsam auch systemisch oder doch quantitativ. Einfache biologische Prozesse werden dadurch vorhersehbar, allerdings ohne einen Einsatz von Hilfsmitteln, die in der Vergangenheit nicht oder doch so nicht auf die Biologie angewandt worden sind. Vor wenigen Wochen wurde in der Nähe von Wien ein neues Forschungsinstitut eingeweiht, das Institute of Science and Technology Austria. Man hat die Auswahl der Wissenschaftler dem freien Spiel der Kräfte überlassen, also allein auf ihre Qualität geschaut. Am Ende wurde ein Computerwissenschaftler zum Präsidenten gewählt, der nun einer Einrichtung vorsteht, die nicht nur, aber auch, wesentlichen Fragen der modernen Biologie nachgeht. Ähnliches baut die japanische Regierung derzeit mit beträchtlichen Mitteln in Okinawa auf, das Okinawa Institute of Science and Technology.

Die Forschungsförderorganisation des amerikanischen Verteidigungsministeriums, *DARPA*, hat kürzlich 23 Projekte ausgeschrieben, gewissermaßen in Erinnerung an David Hilbert, der vor 109 Jahren anlässlich des internationalen Mathematikkongresses in Paris im Jahre 1900 einen ähnlichen Versuch unternommen hatte. Seine Probleme haben in der Folge die Mathematik ein ganzes Jahrhundert hindurch beschäftigt. Drei der Probleme sind bis heute ungelöst, darunter die Riemannsche Vermutung. Sie ist eine der Probleme, die das *DARPA* neu aufgegriffen hat. Mehr als die Hälfte der anderen allerdings haben – ganz anders als bei Hilbert – starke Bezüge zur Biologie. Es geht um die Modellierung komplexer Aggregate von Mikroorganismen, um die Faltung von Proteinen oder um die Analyse von wichtigen Konzepten aus der Biologie, wie der Modularität, der Variabilität und der Evolution, beispielsweise von Viren.

Was will ich damit sagen? Dass die Gutachterbasis für die Bewertung solcher Projekte nicht groß genug sein kann. Interdisziplinarität und Internationalität spielen hier einander auf bislang ungeahnte Weise in die Hände. Ich habe mich hierum beim *ERC* bemüht. Die *DFG* hat die Vorteile einer solchen Verbreiterung der Gutachterbasis über das Nationale hinaus bei der Exzellenzinitiative erlebt. So wird ein großer Bogen geschlagen von der wissenschaftlichen Exzellenz bis hin zu den Vorteilen des

europäischen Gedankens. Von einer Begeisterung für Europa ist in diesen Zeiten der Finanz- und Wirtschaftskrise wenig zu spüren. Subsidiarität ist ein wichtiges Prinzip. Zu oft ist sie mir aber ein Vorwand für Europamüdigkeit, zumindest wäre sie das im Umfeld der Wissenschaft. In diesem Sinne ist das *ERC* nur eine erste Schwalbe im Sommer des Aufbaus eines europäischen Forschungsraums, an dem wir allerdings alle noch bauen müssen, damit aus diesem revolutionären Gedanken ein Tsunami wird.

Vorstellung der neuen Mitglieder der Akademie

JÜRGEN KOCKA

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

früher wurden die Akademiemitglieder vom zuständigen Fürsten oder König erwählt und ernannt, später von der staatlichen Regierung. Das ist längst nicht mehr so. Zusammen mit den Universitäten haben die Akademien hierzulande seit dem 19. Jahrhundert Autonomie erlangt. Aber anders als die akademischen und leitenden Positionen in den Hochschulen heute werden die wissenschaftlichen Positionen in den Akademien nicht ausgeschrieben. Auch kann man sich nicht um sie bewerben. Vielmehr rekrutiert sich die Akademie, wenn sie einmal besteht, durch Kooptation. Die Zuwahl neuer Mitglieder wird in den Akademien – auch in der BBAW – sehr ernst genommen und sorgfältig betrieben. Wichtigstes Kriterium der Auswahl ist ausgewiesene Exzellenz. Der Prozess durchläuft verschiedene Stufen und mehrere Abstimmungen. Selbst ganz zum Schluss wird manchmal noch diskutiert, wenn schon nicht mehr über die Stärken und eventuellen Schwächen der einzelnen Kandidaten, so doch – wie gestern – über das Verfahren, das sich vielleicht weiter verbessern lässt. Der Aufwand ist hoch, doch er wird durch die Ergebnisse gerechtfertigt.

Ich habe die Freude und Ehre, heute sechs neue Mitglieder vorstellen zu können, die ich jetzt bitte, auf der Bühne Platz zu nehmen: Frau Barbara Stollberg-Rilinger, Frau Ute Frevert, Herr Martin v. Koppenfels, Frau Kathleen Thelen, Frau Ingeborg Schwenzer und Frau Angelika Storrer. Seien Sie herzlich begrüßt zu diesem Programmpunkt, der Ihnen gewidmet ist.

Der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gehören 163 Ordentliche Mitglieder an, die entpflichteten und außerordentlichen Mitglieder nicht gerechnet. Heute wächst die Zahl auf 169. Das Durchschnittsalter der Ordentlichen Mitglieder beträgt bisher 59 Jahre. Das Durchschnittsalter der sechs neu hinzugewählten beträgt 52 Jahre. Wir verjüngen uns also – ein wenig. Nur elf Prozent aller Mitglieder sind bisher weiblich. Bei einer Zahl von bisher nur 32 Wissenschaftlerinnen stellt der Zugewinn von fünf Frauen schon einen Sprung vorwärts dar, den ich besonders gern vermelde. Diesen Sprung verdanken wir der Geisteswissenschaftlichen und der Sozialwissenschaftlichen Klasse, alle neuen Mitglieder gehören diesmal diesen beiden Klassen an. Man wird sehen, wie sich die Geschlechterverhältnisse numerisch

darstellen, wenn demnächst wieder die natur-, lebens- und technikwissenschaftlichen Kooptationen dominieren.

Barbara Stollberg-Rilinger ist Historikerin: nach Studium und Lehre in Köln und anderen Stationen jetzt Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. *Der Staat als Maschine* und *Vormünder des Volkes?* lauten die Titel ihrer beiden vielleicht wichtigsten Werke, die sich mit der politischen Metaphorik der absoluten Fürstenstaaten und Konzepten der landständischen Repräsentation im Alten Reich beschäftigen. Mittlerweile ist das Verhältnis von Religion und Politik ins Zentrum des Interesses von Frau Stollberg-Rilinger gerückt. Sie hat führend – auch programmatisch – an der kulturgeschichtlichen Erweiterung der historischen Politikforschung mitgewirkt. Sie ist Stellvertretende Vorsitzende des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands. 2005 erhielt sie den Leibniz-Preis. Frau Stollberg-Rilinger, es ist mir eine Freude, Sie auf dieser Bühne wiederzutreffen. Ich gratuliere Ihnen zur Mitgliedschaft in der BBAW und darf Sie jetzt bitten, die Urkunde entgegenzunehmen.

Ute Frevert – ebenfalls Historikerin – ist nach zahlreichen Stationen in Bielefeld, Berlin, Konstanz, wieder Bielefeld und Yale 2008 in Berlin angekommen, wo sie das Amt einer Direktorin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung innehat. Sie hat frühzeitig die Bielefelder historische Bürgertumsforschung mitentwickelt, sie hat sich über die Geschichte des Duells habilitiert und einen Namen gemacht, sie hat viel geschlechtergeschichtlich publiziert, aber eben auch zu Themen wie Militär und Gesellschaft, Geschichtspolitik und Europabilder, meist im 19. und 20. Jahrhundert. Jetzt baut Ute Frevert im MPI für Bildungsforschung eine Abteilung zur Geschichte der Emotionen auf, vielversprechend, präzedenzlos, unkonventionell. Zahlreiche Gastprofessuren wären ebenso zu nennen wie viele Funktionen, Ehrungen und Preise. Wir freuen uns, Ute Frevert als Mitglied gewonnen zu haben. Willkommen in unserer Arbeitsakademie, in der Geisteswissenschaftlichen Klasse.

Ich weiß nicht, ob Ute Frevert und *Martin v. Koppenfels* bereits kooperiert haben, doch böte es sich an, denn auch Martin v. Koppenfels arbeitet u. a. über Gefühle. Er tut dies als Literaturwissenschaftler mit besonderem Interesse und Zugang zur spanischen und französischen Literatur, speziell Garcia Lorca und Flaubert. So gründet er seine Theorie des modernen Romans auf das Gefühl der Gefühllosigkeit, genauer: auf rhetorische und poetische Mittel zur Abwehr von Emotionen. Er studierte vor allem an der FU Berlin (hier auch Vergleichende Literaturwissenschaften), gehörte erst kürzlich der von BBAW und Leopoldina gemeinsam getragenen Jungen Akademie an und ist jetzt Professor für Komparatistik und Romanistik an der Universität Bielefeld. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören auch Gattungstheorie sowie Antike Rhetorik und Ästhetik: eine beeindruckende Vielfalt und Bewegung im wissenschaftlichen Werk. Herr v. Koppenfels, Ihre Ankunft hebt merkbar den Alters-

durchschnitt unserer Klasse. Aber dies ist nicht der entscheidende Punkt. Wir freuen uns auf Ihre Kompetenz und Ihr wissenschaftliches Profil. Herzlich willkommen. Ich darf Ihnen die Urkunde überreichen.

Kathleen Thelen ist Politikwissenschaftlerin. Sie studierte in Berkeley, lehrte lange in Princeton und Northwestern, bevor sie vor kurzem ans MIT überwechselte. Als Politikwissenschaftlerin ist sie eng mit der Forschungsrichtung des Historischen Institutionalismus verbunden, zu deren weltweit führenden Vertreterinnen sie zweifellos zählt. *How Institutions Evolve: The Political Economy of Skills in Germany, Britain, the United States and Japan* heißt eines ihrer wichtigsten Bücher, das mehrfach preisgekrönt wurde. Der historische Ansatz, der gründliche internationale Vergleich, das Interesse an Arbeitsbeziehungen und Berufsausbildungsformen, an den Varianten des Kapitalismus in der Globalisierung – das sind Merkmale ihres wissenschaftlichen Werkes. Kathleen Thelen hat enge Beziehungen seit Jahren zu Deutschland, thematisch zum einen, institutionell zum andern. 2003 erhielt sie den Max-Planck-Forschungspreis für Geistes- und Sozialwissenschaften. Es ist für die Akademie und ihre Sozialwissenschaftliche Klasse ein großer Gewinn, Sie als aktives Mitglied zu haben. Mir ist es ein großes Vergnügen, Sie auf dieser Bühne wiederzutreffen. Ich freue mich, Ihnen die Urkunde überreichen zu können.

Ingeborg Schwenzer ist Rechtswissenschaftlerin. Nach dem Studium u. a. in Berkeley, nach Promotion und Habilitation in Freiburg, nach einigen anderen Stationen ist sie Inhaberin eines Lehrstuhls für Privatrecht an der Universität Basel. Sie hat viel rechtsvergleichend gearbeitet und grenzüberschreitende Sachverhalte untersucht. Besondere Expertise besitzt sie in den Feldern Kaufrecht, Familienrecht und Obligationenrecht, mit Anschluss an Rechtspolitik und Soziologie. Frau Schwenzer ist in der deutschen, der schweizerischen und der internationalen Wissenschaftslandschaft fest verankert. Sie besitzt erhebliche Beratungserfahrungen als Sachverständige und Autorin maßgeblicher Kommentare. Auch in dieser Funktion sind Sie uns in der BBAW und ihrer Sozialwissenschaftlichen Klasse hochwillkommen. Ich darf Sie bitten, Frau Schwenzer, nunmehr die Urkunde entgegenzunehmen.

Texte verfassen interpretieren und analysieren, das gehört zum täglichen Brot in all den Disziplinen, die heute durch Zuwahl hier repräsentiert sind. Doch in ganz besonderer Weise ist die Textanalyse der Gegenstand von *Angelika Storrers* Disziplin. Angelika Storrer ist Sprachwissenschaftlerin. Nach dem Studium vor allem in Heidelberg und langer Praxis am Mannheimer Institut für deutsche Sprache ist sie heute Professorin für Linguistik der deutschen Sprache und Sprachdidaktik an der Universität Dortmund. In ihren Arbeiten zur Grammatik der Sprache erwies sie sich vertraut sowohl mit philologischen wie mit theoretischen Zugriffen. Sie hat sich zunehmend mit texttechnologischen Forschungen im Zuge der Digitalisierung befasst. Beispielsweise untersucht sie die Regeln der Kohärenzbildung in sogenannten Hyper-

texten, der prägenden Textform im Internet. Angelika Storrer hat sich bereits mehrfach für Projekte der BBAW engagiert, beispielsweise für das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*. Willkommen als Mitglieder der Akademie und der Geisteswissenschaftlichen Klasse.

Zusätzlich ist zu erwähnen, dass die Versammlung der BBAW gestern noch eine weitere Zuwahl bestätigt hat, nämlich die des Kunsthistorikers *Gerhard Wolf* in Florenz. Er kann heute nicht anwesend sein und wird beim nächsten Mal vorgestellt werden, so wie Frau Schwenzer schon im letzten Herbst zugewählt wurde, aber erst heute eingeführt werden konnte.

Unter dem Dach der Akademie sind viel wissenschaftliche Kompetenz und viel intellektuelle Kraft versammelt. Durch diese Zuwahl ist die Akademie noch stärker geworden. Ich gratuliere der Akademie zu ihren neuen Mitgliedern. Ihnen, den Neuankömmlingen, wünsche ich viel Anregung, gute Arbeit und kräftiges Engagement zukünftig in der Akademie.

Bericht des Präsidenten Günter Stock

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

das Thema Politikberatung hat in der letzten Zeit erheblich an öffentlicher Aufmerksamkeit gewonnen – ich verweise exemplarisch auf den bei der Bundeskanzlerin eingerichteten, derzeit jedoch nicht aktiven „Rat für Innovation und Wachstum“, auf die durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung ins Leben gerufene „Forschungsunion Wirtschaft – Wissenschaft“ und schließlich auf die Gründung der Nationalen Akademie der Wissenschaften.

Unter der Leitung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sowie gemeinsam mit acatech, der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften, nimmt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften mit den anderen, in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossenen Länderakademien im Bereich der wissenschaftlichen Politikberatung seit dem vergangenen Jahr die Aufgaben der Nationalakademie wahr.

Politikberatung ist, insbesondere, wenn es um die Beratung durch Akademien geht, wie ich denke, zuvörderst immer Gesellschaftsberatung und erst dann Politikberatung sowie letztendlich Politikerberatung im engsten Sinne. Letztere obliegt in der Regel jedoch nicht den Wissenschaftsakademien – dafür gibt es andere Gremien. Politikberatung im Sinne von Gesellschaftsberatung ist folglich eine der vornehmsten Aufgaben von Akademien. Daher bin ich dankbar, dass wir mit der Nationalen Akademie, an der unsere Akademie maßgeblichen Anteil hat, über eine Einrichtung verfügen, die es uns ermöglicht, wichtige gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Entwicklungen zu untersuchen, zu analysieren und zu bewerten. Sie versetzt uns in den Stand, durch Wissenschaft gestützt und durch wissenschaftliche Methoden angeleitet, entsprechenden Rat zu geben.

Unsere Akademie ist dafür besonders gut gerüstet. Zum einen, weil wir bereits seit vielen Jahren auf diesem Gebiet tätig sind und vielfältige Erfahrungen sammeln konnten, zum anderen aber auch, weil wir mit einer eigenen interdisziplinären Arbeitsgruppe, die von unserem Mitglied, Professor Peter Weingart, geleitet wurde, sogenannte „Leitlinien“ guter wissenschaftlicher Politikberatung erarbeitet haben. – Leitlinien, die mittlerweile auch von der Nationalen Akademie als bindend für ihre

Arbeitsweise verabschiedet wurden. Somit konnte unsere Akademie einen wichtigen Teil ihrer in der Vergangenheit geleisteten Arbeit bereits in die neue Nationale Akademie der Wissenschaften einbringen. Kurz gesagt: Gesellschafts- oder Politikberatung muss transparent, solide und ideologiefrei sein. Sie muss versuchen, unabhängig vom herrschenden Zeitgeist zu sein, was sie durchaus unbequem machen und ihre Akteure als widerspenstig und störrisch erscheinen lassen kann. – Aber genau das ist die genuine Aufgabe einer *wissenschaftlichen* Politikberatung.

Wissenschaftliche Politikberatung muss allerdings auch fair sein und die Grenze markieren, an der Wissenschaft keine Antwort hat, sondern allenfalls Anstöße geben kann, ohne über fundiertes und geprüftes Wissen zu verfügen. Diese Grenze muss vor allem deshalb deutlich gemacht werden, weil dies gerade der Bereich ist, in dem gesellschaftliche Konsensprozesse ihren Anfang nehmen. Wenn in solchen gesellschaftlichen Konsensprozessen jedoch wissenschaftliche Grundtatsachen negiert werden, dann steht es schlecht um die Gesellschaft. Wir erlebten und erleben gerade ein solches Beispiel in Bayern in der schmerzlichen Auseinandersetzung um die Grüne Gentechnik. Mit starken Meinungen, die auf keiner soliden Basis beruhen, lässt sich keine Zukunft gestalten. Umgekehrt gilt aber auch: Wenn Wissenschaft den Boden der Wissenschaftlichkeit verlässt, politische Meinungen transportiert und es versäumt, deutlich und klar herauszuarbeiten, wo die wissenschaftlich gesicherte Basis aufhört und das unsichere Terrain der Meinungen beginnt, verspielt sie ihren Ruf.

Deshalb ist die Verantwortung, die den Akademien in besonderer Weise zugewiesen worden ist, für sie zugleich Verpflichtung, nicht nur mit gutem Beispiel voranzugehen, sondern auch die neugegründete Nationale Akademie der Wissenschaften mit Leben, Aktivitäten und wissenschaftlichem Renommee zu erfüllen. Mit dem Auftrag, ein integriertes Energieforschungskonzept für Deutschland zu erstellen, haben wir die Gelegenheit, ein erstes größeres Werkstück abzuliefern. Zugleich haben wir damit auch die Möglichkeit zu zeigen, wo die Vorteile eines Gutachtens einer Akademie gegenüber einem Gutachten einer rein technologisch orientierten Beratungsgruppe liegen.

Es ist uns gelungen, in sehr kurzer Zeit über hundert Experten aus allen (!) Disziplinen zu rekrutieren, die sich einem systemischen Ansatz und Konzept verpflichtet fühlen. Geistes- und Sozialwissenschaften geben hierbei nicht, wie üblich, sequentiell oder parallel ihren Rat, sondern sie spielen eine originäre Rolle und ihre Auffassungen werden in das Gesamtkonzept integriert sein. Diese Wegweisung wird ganz dem Auftrag und Selbstverständnis von Akademien, die ja nicht auf einzelne Disziplinen fokussiert sind, und auch dem Motto des *Spiritus rector* unserer Akademie, Gottfried Wilhelm Leibniz, gerecht: „Theoria cum praxi“, das heißt die Verbindung wissenschaftlicher Erkenntnis mit dem praktischen Nutzen zum Wohle aller. – Dies, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist das Leitmotiv auch unserer Arbeit in der Nationalen Akademie.

Lassen Sie mich ein weiteres Beispiel für unsere Zusammenarbeit mit der Leopoldina nennen, das auch ein Kooperationsprojekt innerhalb der Nationalen Akademie sein kann: Es handelt sich um die im vergangenen Jahr eingesetzte interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung“. – Ein gemeinsames Vorhaben dieser beiden Akademien, das zu unserer großen Freude in den nächsten zwei Jahren von der Jacobs Foundation mit bis zu 1,25 Millionen Euro gefördert wird.

Dank dieser großzügigen Förderung können wir damit zu einem gesellschaftlich wichtigen Thema eine interdisziplinäre Stellungnahme mit zukunftsweisenden wissenschafts- und familienpolitischen Empfehlungen erarbeiten. Ausgangspunkt des von uns geplanten „state of the art“-Reports ist die Herausforderung, die sich für Deutschland wie auch für einige andere Industriestaaten durch die demographische Entwicklung ergibt. Die Untersuchung wird sich auf die Gründe für die Fertilitätsentwicklung und auf ihre politisch-gesellschaftliche Gestaltbarkeit konzentrieren. Daher ist der Vergleich mit anderen europäischen Staaten ein entscheidendes Novum. Dabei wird die Verknüpfung von Entscheidungen zur Gründung einer Familie und zur Intensivierung einer beruflichen Karriere von entscheidender – auch politischer – Bedeutung sein.

Den Wissenschaftsakademien kommt bei diesem, alle Disziplinen berührenden Thema damit nicht nur eine besondere Verantwortung bezüglich der Qualität und Transparenz der Empfehlungen zu, sondern sie haben aufgrund ihres interdisziplinären Herangehens auch eine besondere Wirkchance, die es zu nutzen gilt. Dies, meine Damen und Herren, sind Beispiele, die belegen, wie wir uns Gesellschaftsberatung vorstellen.

Ich wende mich nun einem anderen originären Arbeitsbereich von Akademien zu: Alle in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengefassten Länderakademien – also auch wir – hatten jüngst eine wichtige Aufgabe zu bestehen, nämlich die Evaluierung des Akademienprogramms durch den Wissenschaftsrat.

Im Akademienprogramm werden derzeit insgesamt 157 sogenannte Langzeitvorhaben mit 202 Arbeitsstellen betreut; unsere Akademie ist an diesem Programm mit 26 Akademienvorhaben und ca. 130 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern beteiligt. Allein in diesem Jahr stellen Bund und Länder für das Akademienprogramm insgesamt finanzielle Zuwendungen in Höhe von 47 Millionen Euro zur Verfügung, um damit Infrastrukturforschung im Bereich der Geisteswissenschaften – wie ich es gerne nennen würde – als ein wichtiges Fundament von Forschungsarbeiten im geisteswissenschaftlichen Bereich zu fördern.

Zu diesen Akademienvorhaben gehören unter anderem Werkeditionen beispielsweise von Gottfried Wilhelm Leibniz, von Karl Marx und Friedrich Engels ebenso wie von Alexander von Humboldt und Immanuel Kant. Des Weiteren werden im Rah-



Abbildung 1
Lapidarium im Kastro von Kos (Fotografie: Klaus Hallof, BBAW)

men des Akademienprogramms auch Wörterbücher, zum Beispiel das *Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache* oder auch das *Goethe-Wörterbuch* betreut.

Eines unserer weiteren Akademienvorhaben, nämlich die traditionsreichen *Inscriptiones Graecae*, das älteste (!) Unternehmen der deutschen Akademien, das die kritische Edition sämtlicher bekannter antiker griechischer Inschriften, gegliedert nach einzelnen Regionen und Landschaften, zur Aufgabe hat, möchte ich Ihnen heute exemplarisch vorstellen.

Diese Inschriften sind als urkundliche Quellen für die Erforschung des griechischen Altertums unentbehrlich. Schwerpunkt ist die Corpusarbeit, also die Erstellung einer vollständigen Sammlung aller Inschriften einer antiken Großlandschaft und die nachhaltige Sicherung dieses Materials. Wichtigste Mittel sind dabei sogenannte Abklatsche – das ist eine Art von Abdruck –, Fotos und Abzeichnungen. Mit hin handelt es sich bei den *IG*, wie sie von der *Community* genannt werden, um ein Akademienvorhaben par excellence: Das kulturelle Erbe wird, wie es die Richtlinien des Akademienprogramms vorsehen, bewahrt, gesichert und erschlossen.

Die Tätigkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der *Inscriptiones Graecae* erfordert neben allen epigraphischen Tugenden vor allem eine exzellente Beherrschung der antiken Sprachen, grundlegende historische Kenntnisse sowie eine besondere Er-

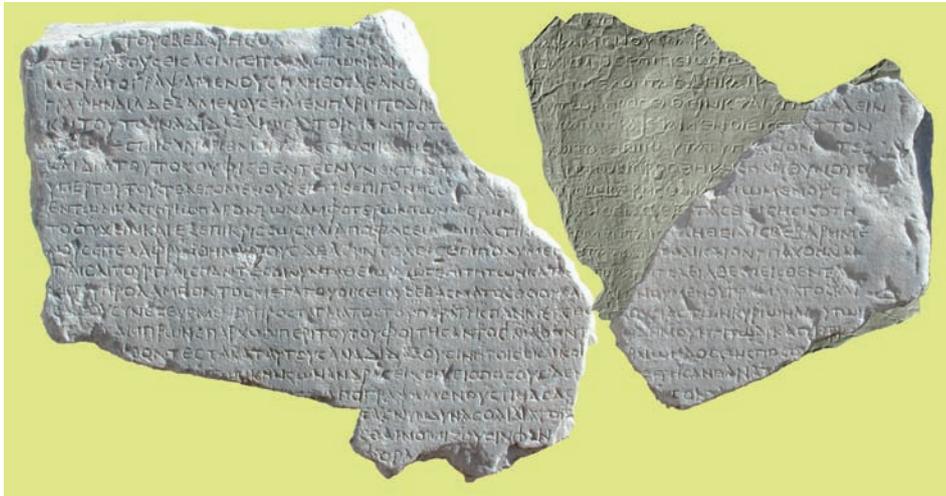


Abbildung 2
Edikt des Kaisers Valens (371 n. Chr.); Fotomontage mit zwei Fragmenten der Inschrift und einem Abklatsch von 1908 (Fotografie: Klaus Hallof, BBAW)

fahrung bei der Entzifferung. Da eine Disziplin der Grundlagenforschung wie die Epigraphik heutzutage fast nur noch an außeruniversitären Forschungseinrichtungen betrieben werden kann, bedeutet dies auch, dass das Akademienvorhaben wissenschaftlichen Nachwuchs ausbildet und damit die Erfüllung spezifischer universitärer Curricula überhaupt erst ermöglicht.

Das Archiv der *Inscriptiones Graecae* ist das umfangreichste und weltweit größte und älteste. Seine fundamentale Bedeutung wird allein durch die Tatsache deutlich, dass bei ca. 75.000 Abklatschen in knapp 20 Prozent das Original nicht mehr oder in nur noch wesentlich schlechterer Qualität existiert. Und hier setzt ein neuer wichtiger Schwerpunkt unserer Arbeit ein, nämlich die Langfristarchivierung dieser Materialien, die digitalisiert und elektronisch vorgehalten werden.

Der Wissenschaftsrat hat diesen unseren Wunsch nach vollständiger Digitalisierung im Rahmen der letzten Evaluierung aufgegriffen und uns nachdrücklich aufgefordert, diesen Weg zu gehen. Ich kann Ihnen versichern, dass ich dies als eine meiner Hauptaufgaben – sowohl als Präsident dieser Akademie als auch als Präsident der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften – betrachte und bereits entsprechende Schritte in die Wege geleitet habe.

Dies ist auch ein sehr schönes Beispiel dafür, dass modernste Methoden eingesetzt werden, um der aktuellen Forschung gerade auch an Universitäten kulturgeschicht-

liche Dokumente zugänglich zu machen. Die Entwicklung des Menschen in Gemeinschaften und deren praktische und rechtliche Ausgestaltung ist ja nicht nur Grundlage unserer heutigen Ordnung, sondern zugleich auch Denkanstoß für Neuregelungen. Auf diese Weise trägt die Bewahrung und Erschließung unseres kulturellen Erbes unmittelbar zur Gegenwartsbewältigung und Zukunftsgestaltung bei.

Angesichts der Erfahrungen der letzten Jahre, ja Monate, versteht es sich geradezu von selbst, dass unsere Zukunft eben nicht nur technokratisch gestaltet werden kann. Innovationen im Bereich globaler *Governance*-Strukturen und ordnungspolitischer Maßnahmen sind mittlerweile ähnlich bedeutsam geworden wie technologische Innovationen.

Die Frage nach Orientierung und die Rückbesinnung auf das, was wir Werte nennen, aber auch die Frage nach der Organisation des internationalen Zusammenlebens stellt sich zwar heute in einer anderen Sprache und Ausdrucksform, aber sie ist genauso aktuell wie vor 2000 Jahren.

Der Wissenschaftsrat hat – ich erwähnte dies soeben – im Mai 2009 seine aktuelle „Stellungnahme zum Akademienprogramm“ veröffentlicht und ich darf daraus zwei Punkte zitieren: „Der Wissenschaftsrat bewertet die Entwicklung des Akademienprogramms über die vergangenen fünf Jahre sehr positiv und weiß die mit der Umsetzung der Empfehlungen verbundenen Anstrengungen seitens der Union und der einzelnen Akademien ausdrücklich zu würdigen.“

Das zweite Zitat ist nicht weniger wichtig, weil es schließlich um Geld geht: „Der Wissenschaftsrat spricht sich dafür aus, dass Bund und Länder eine langfristig verlässliche Mittelzuweisung für das Akademienprogramm bereitstellen. Dabei geht er davon aus, dass die Zuwendungsgeber eine an den Pakt für Forschung und Innovation angelehnte Steigerung der jährlichen Zuwendungen vorsehen.“

Damit ist das Akademienprogramm, welches ein in der Wissenschaftslandschaft weltweit einmaliges Instrument der Förderung geisteswissenschaftlicher Grundlagenforschung darstellt, um das uns nicht nur die europäischen Akademien, sondern auch Forscherinnen und Forscher aus den USA beneiden, langfristig strategisch gesichert. Somit haben wir auch für unsere geisteswissenschaftlichen Forschungsvorhaben in Berlin und Potsdam eine langfristige Perspektive.

Diese langfristige Perspektive gilt es auch für die zweite Säule unserer Akademie, die Interdisziplinären Arbeitsgruppen, zu sichern. Denn das, was unsere Akademie auszeichnet, weil es sie zur Arbeitsakademie macht, sind genau diese Interdisziplinären Arbeitsgruppen, die mit Mitteln der beiden Sitzländer Berlin und Brandenburg gefördert werden. Dafür sind wir sehr dankbar! Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Bedeutung derartiger Projekte können wir daher nur an beide Länder appellieren, dass sie der Förderung unserer Interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen weiterhin die große Aufmerksamkeit entgegenbringen, wie sie es bisher tun.



Abbildung 3
Johann Friedrich Wentzel d. Ä.: Gottfried Wilhelm Leibniz, um 1700 (Archiv der BBAW, Gelehrten-gemälde, VZLOBO-0031; Fotografie: Holger Kupfer)

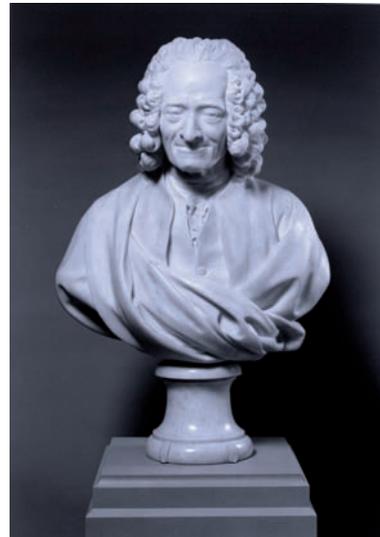


Abbildung 4
Jean Antoine Houdon: Voltaire, 1778 (Archiv der BBAW, Büstensammlung, VZLOBO-0029)

Akademien, die nur Gelehrten-gesellschaften sind und die darauf verzichten, sich den drängenden Problemen der Gegenwart und Zukunft in interdisziplinären Arbeitsgruppen anzunehmen, solche Akademien werden es in Zukunft immer schwerer haben, attraktiv für junge Mitglieder zu sein. Aus diesem Grund ist die Finanzierung der Interdisziplinären Arbeitsgruppen durch Berlin und Brandenburg geradezu existentiell für eine moderne Akademie wie die unsrige. Und es sind auch gerade diese Projekte, die uns das wissenschaftliche Fundament liefern, um in dem eingangs genannten Bereich der Gesellschaftsberatung wissenschaftlich fundiert tätig werden zu können.

Archive und Bibliotheken, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind das Gedächtnis der Gesellschaft. Sie halten die Erinnerung an das Handeln einzelner Personen wie auch an das von Institutionen wach.

Das war auch Leibniz bewusst, als er im Jahre 1700 in der „Generalinstruktion“ – neben dem Stiftungsbrief das Hauptgründungsdokument unserer Akademie – verfügte, dass „das Gute aber in Acta gebracht, auch verwahret und beybehalten und nicht, wie es sonst mit vielen nützlichen Erfindungen und Concepten ergangen, ver-



Abbildung 5 und 6
Medaille und Urkunde des Nobelpreises für Wilhelm Ostwald; 1909 (Archiv der BBAW, Nachlass W. Ostwald, Nr. 5399)

lohren und vergessen werde.“ Dieser Aufgabe widmen sich seit nunmehr 300 Jahren die Archivare unserer Akademie.

Das Akademiearchiv ist heute die Schatzkammer der Akademie. Es hat im Laufe von drei Jahrhunderten äußerst wertvolle und einmalige archivalische Quellen zur Akademiegeschichte sowie zur deutschen und europäischen Wissenschafts- und Kulturgeschichte in seine Obhut übernommen. Da unserem Archiv – im Unterschied zu anderen deutschen Akademiearchiven – Kriegsverluste weitestgehend erspart geblieben sind, nimmt es mit seiner nahezu lückenlosen Überlieferung auch eine Sonderstellung ein.

Auf Wilhelm Ostwald, meine sehr verehrten Damen und Herren, verweise ich exemplarisch, weil er einer der frühen Vorläufer des jüngsten Nobelpreisträgers unserer Akademie, nämlich Gerhard Ertl, ist. Ostwald hat die Basis für das Verständnis der Bedeutung der Katalyse für chemische Reaktionen insgesamt geschaffen. Herr Ertl, unserem Gründungsmitglied und Träger des Chemie-Nobelpreises des Jahres 2007, war es vergönnt, die elementaren Mechanismen der Katalyse (genau: „chemische Prozesse auf Festkörperoberflächen“) aufzuklären. – Eine, wie ich finde, schöne Brücke von Ostwald zu Ertl!

Die archivalische Überlieferung der Akademie reicht von den eigenhändigen Konzepten des Akademiegründers Gottfried Wilhelm Leibniz über umfänglichen Kunstbesitz bis zu den wissenschaftlichen Manuskripten, Korrespondenzen und Tagebüchern der Nobelpreisträger Theodor Mommsen, Wilhelm Ostwald und Otto Warburg.



Abbildung 7
Das neue Archiv-Magazin



Abbildung 8
Verfügung Friedrichs I. vom 3. Juni 1710 über die „Endliche Einrichtung der Königlich Preussischen Societät der Wissenschaften“, die eine „zu ihrem Zweck eigentlich gehörige Bibliothec...“ erhalten sollte. (Bibliothek der BBAW)

Es ist die grundlegende Aufgabe des Archivs, diesen einzigartigen Quellenfundus sicher zu bewahren, durch Übernahme weiteren Archiv- und Sammlungsgutes zu ergänzen, ihn nach archivwissenschaftlichen Methoden zu erschließen und für die wissenschaftliche Forschung sowie für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Archive waren und sind Informationsdienstleister, die Informationen effektiv anbieten müssen. Dieser Rolle ist sich unser Akademiearchiv bewusst. Auf der Homepage des Archivs konnte man sich schon in den letzten Jahren einen Überblick über alle seine Bestände verschaffen. Das Angebot wird seither weltweit intensiv genutzt, und die Nutzerzahlen sind stetig und deutlich gestiegen. Die Zahl der Rechercheanfragen hat sich zudem verdoppelt, und weitere Steigerungen sind zu erwarten, da die Zugänglichkeit über das Internet fast zur Gänze möglich ist.

Große Bedeutung messen wir auch der Entwicklung unserer traditionsreichen Akademiebibliothek bei, die als öffentliche wissenschaftliche Spezialbibliothek einen



Abbildung 9

Blick in das Magazin der Bibliothek am Standort Unter den Linden; das Magazinsystem, das seit 1914 bis heute genutzt wird, konstruierte Robert Lipman 1889

geachteten Platz im Verbund der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands einnimmt. Ihr Bestand umfasst heute ca. 650.000 Bände – davon entfallen etwa 120.000 auf den sehr wertvollen Altbestand. Auch ihre Gründung geht auf Leibniz zurück und seiner Leitidee, dem Gelehrten ein geeignetes Arbeitsinstrument zu schaffen, wollen wir folgen.

Ebenso wie das Archiv besitzt die Akademiebibliothek einen für wissenschaftshistorische Forschungen zum 18. und frühen 19. Jahrhundert einzigartig dichten Bestand an Literatur.

Zu den besonderen Rara gehören etwa die ersten beiden Periodika der Königlichen Preußischen Sozietät der Wissenschaften, die *Miscellanea Berolinensia* (1710–1743), und die *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres* (1745–1769). Hinzu kommen die nahezu vollständige Reihe der nationalen und internationalen Akademieschriften, ergänzt durch Literatur zur Akademiegeschichte, sowie das Schrifttum von und über die Akademiemitglieder. Dieser Bereich wird zukünftig den Sammel-schwerpunkt der Bibliothek bilden. Die im vergangenen Jahrzehnt geleistete Digitalisierung des Katalogs und seine Einbeziehung in die elektronischen Nachweissysteme

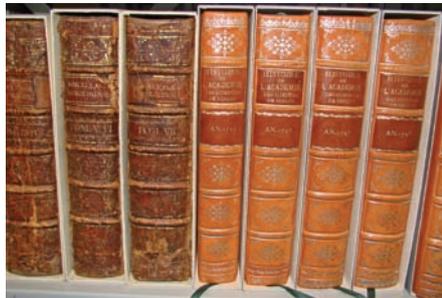


Abbildung 10
Rara der Akademiebibliothek



Abbildung 11
Titelblatt und Titelkupfer des ersten wissenschaftlichen Periodikums der Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften : *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum...*, 1710 (Bibliothek der BBAW)

der Bibliotheksverbände hat zu einer erheblichen internationalen Fernleihnachfrage für diesen Bestand geführt, und wir gehen von einem weiteren Wachstum aus.

Auch der Weg in die Digitalisierung wichtiger Bestände ist erfolgreich beschriftet worden. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurden die Akademieschriften der Jahre 1700 bis 1900 sowie einige Monographien zur Akademiegeschichte digitalisiert und im Internet im *Open Access* zur Verfügung gestellt. Zudem wurde ein edoc-Server eingerichtet, der die Veröffentlichungen der Mitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie bereitstellt. Im vergangenen Jahr konnten wir fast 120.000 Zugriffe verzeichnen. Unser Angebot ist gefragt. Der eingerichtete weltweite Lesesaal auf den Bildschirmen erspart zudem Reisemühen und Raumkosten.

Die vorrangige Aufgabe der Bibliothek ist in der Zukunft, selbstverständlich ganz im Sinne von Leibniz, die Sicherstellung einer optimalen Informationsversorgung für die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Forschungsvorhaben der Akademie. Diese Informationsversorgung ist ihrerseits in eine einzigartige Bibliotheks-umgebung eingebettet, wie sie die Staatsbibliothek zu Berlin, die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität und die Akademiebibliothek bilden.

Es gibt Zeiten, zu denen man sich an die Vergangenheit nicht nur erinnert, sondern sich geradezu danach sehnt. Heute auf den Tag vor genau 250 Jahren wurde Aloys Hirt geboren.

Aloys Hirt, der Archäologe, Historiker und Kunstkenner in einer Person war, galt zu seiner Zeit als ein bedeutender und einflussreicher Gelehrter. Was ihn allerdings besonders auszeichnete, war die Tatsache, dass er natürlich Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften war und zugleich Mitbegründer der berühmten, weithin



Abbildung 12
Aloys Hirt (1759–1837)
(Archiv der BBAW, Grafikporträtsammlung, Nr. 363)

bekanntem Berliner Bauakademie, an der er auch lehrte. Hätten wir Herrn Hirt noch heute unter den aktiven Mitgliedern unserer Akademie, wäre es möglicherweise ein Leichtes, ein wichtiges Anliegen durchzuführen – nämlich unseren Dachausbau.

Wenn Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, einmal über den Gendarmenmarkt spazieren, dann werden Sie feststellen, dass rundum alles blitzt und blinkt, nur das Dach unseres Hauses geht im Wesentlichen noch auf die Vorkriegszeit zurück, und das Dachgeschoß ist als einziges weit und breit ungenutzt.

Mit einem Wort: Am schönsten Platz in Berlin in einem der schönsten Häuser gibt es wunderbare Flächen, die man mit ein wenig Geld ausbauen könnte, um neuen Raum für die Wissenschaft zu schaffen und um auch dem Humboldt-Forum adäquate Räumlichkeiten für Gastwissenschaftler anbieten zu können. Mit dem Ausbau des Akademiedachstuhls könnte eine Begegnungsstätte für Wissenschaft, Wirtschaft und Politik geschaffen werden – ein Ort, den es so in Berlin nicht – oder besser gesagt: noch nicht – gibt. Doch zurück zu Aloys Hirt – wäre er noch unter uns, dessen bin ich sicher, hätten wir nicht nur das für den Dachausbau notwendige Geld beisammen, sondern auch die Planungen bereits abgeschlossen. Heute haben wir zwar die Planungen weit vorangetrieben, aber noch nicht das nötige Geld zur Verfügung.



Abbildung 13
Akademiegebäude im Ist-Zustand (Fotografie: Kahlfeld Architekten GmbH)

Mit diesen letztgenannten Stichworten Wissenschaft, Wirtschaft und Politik komme ich zu einem Themenkreis, der mich in besonderer Weise beschäftigt, nämlich die Rolle von Akademien in modernen Gesellschaften. Wer unsere Akademie kennt, ist weit davon entfernt, alte Klischees über Akademien zu bedienen. Moderne geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung, wichtige Beiträge zur universitären Lehre und zur Gesellschaftsberatung hatte ich bereits genannt.

Darüber hinaus pflegen und fördern wir aktiv durch ein vielfältiges Angebot von Veranstaltungen und Publikationen den Dialog zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Öffentlichkeit über wichtige Themen der Zeit. In diesem Kontext leistet unsere Akademie einen herausragenden Beitrag zur Integration der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen ebenso wie von Wissenschaftsinstitutionen. Dies ist eine besonders wichtige Aufgabe, die die Akademie in der Metropolenregion Berlin-Brandenburg gerne, und ich glaube auch weitgehend effizient, erfüllt.

Moderne Akademien sind der Ort, an dem Interdisziplinarität auf höchstem Niveau beispielhaft geübt und praktiziert wird. Akademien sind der Ort, an dem problem- und nicht primär und ausschließlich disziplinenorientiert gearbeitet werden kann. Akademien sind aber auch der Ort, an dem Wissenschaft ihre eigene Fortentwicklung in völliger Autonomie reflektiert. Auf diese Weise werden Akademien, moderne Akademien allemal, gleichsam „schwerelos“ zu Orten, an denen auch die gesellschaftliche Integration, hier im besonderen Falle die Integration von Wissenschaftlern und Institutionen, gelingen kann, aber auch Personen aus der Wirtschaft und aus der Politik



Abbildung 14
Akademiegebäude nach geplantem Umbau (Visualisierung: TC:B MALO Werbeart)

sich begegnen und zu wichtigen Fragen der Daseinsvorsorge austauschen können mit dem Vorteil einer grundsätzlich wissenschaftlichen Fundierung.

Ich hatte eingangs bereits ausgeführt, welche Relevanz dem gegenwärtig verfügbaren Wissen bei zentralen Zukunftsfragen zukommt. Gesellschaftliche Prozesse werden durch Gespräche und durch verschiedenartige Konsensprozesse vorbereitet und begleitet, an deren Ende eine Empfehlung oder eine Entscheidung stehen kann. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Organisation solcher Prozesse im Vorfeld von Entscheidungen. Es sind Gespräche, Gesprächskreise und Diskussionsrunden nötig, um ein Thema für den allgemeinen Diskurs aufzubereiten, es verständlich zu machen und um Positionen zu finden. Es handelt sich um einen Suchprozess, der, wenn er gut durchgeführt wird, lange einsetzt bevor die entsprechenden Entscheidungen getroffen werden. – Ein intellektueller und gesellschaftlicher Suchprozess nach Antworten, der angesichts der vor uns liegenden Herausforderungen immer wichtiger wird und der insbesondere dann nicht nur von der Politik oder von NGOs oder spontanen Initiativen geführt und gestaltet werden sollte, wenn klare Interessen zugrunde liegen.

Genau hier kann und sollte meines Erachtens die Verantwortung von modernen Akademien liegen. Sie sind der Ort, an dem sowohl ein Teil dieser Gespräche zur Findung und Formulierung der richtigen Fragen stattfinden kann und als auch der Ort, an dem man sich schrittweise möglichen Antworten aus wissenschaftlicher, aber auch aus gesamtgesellschaftlicher Sicht annähern kann. Die Schaffung einer zielführenden Dialogkultur ist dringend nötig, wenn wir wollen, dass eine Welt, die auf Wissen-

schaft gegründet ist und von Wissenschaft lebt, ins Reine mit sich selbst kommt.

Es kann nicht sein, dass wir in den oftmals verkürzten öffentlichen Dialogen die Wissenschaft einerseits für den Fortschritt loben, sie aber andererseits für Probleme verantwortlich machen und gleichwohl zur Problemlösung wiederum auf sie angewiesen sind. Daher brauchen wir eine Gesellschaft, die modern genug ist, diese komplexen Zusammenhänge zu verstehen und der es gelingt, beim Umgang mit neuen Produkten und neuen Technologien zu einer differenzierenden Haltung zu gelangen und die sich einem positiven Dialog mit der Wissenschaft öffnet. Wenn Akademien zu diesen Lern- und Lehrprozessen einen Beitrag leisten können, dann erfüllen sie eine wichtige, vielleicht sogar eine entscheidende Rolle in modernen Gesellschaften.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Geduld und Ihre Aufmerksamkeit, die Sie meinem Bericht entgegengebracht haben und lade Sie nunmehr herzlich zu einem kleinen Empfang in den Leibniz-Saal des Akademiegebäudes ein.

Die Künstler der Festsitzung



Die lis:sanga dance company zeigte in der Festsitzung zum Leibniztag 2009 zwei Tanzperformances aus ihrem erfolgreichen Bühnenstück KRIEG. „Lis:sanga“ (lingála für „Gemeinschaft und Zusammenhalt“) ist eine Plattform, die Berliner und Potsdamer Schülerinnen und Schülern mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund sowie jugendlichen Asylbewerbern aus aller Welt ein regelmäßiges Tanztraining und Auftritte ermöglicht. Gegründet wurde die Gruppe 2006 als Fortsetzung eines Tanz-Theater-Video Projektes unter der künstlerischen Leitung von Lenah Strohmaier. Seit dieser Zeit hat die lis:sanga dance company an verschiedenen Tanzprojekten der Berliner Philharmoniker mitgewirkt. Weitere eigene Projekte wurden unter anderem im Haus der Kulturen der Welt, auf Gastspielen im Ausland und im Rahmen des Berliner Festivals „Tanz im August“ gezeigt.

„Lis:sanga“ möchte durch seine künstlerische Arbeit positiven Einfluss auf Toleranz, Akzeptanz und soziale Gleichstellung in unserer Gesellschaft erlangen. Dabei spielen Nationalität, Alter, sexuelle Orientierung und soziale Herkunft und Stellung keine Rolle. Die Schirmherrschaft hat der britische Choreograph Royston Maldoom übernommen.